



DAS
WERK
MAGAZIN

LEBEN + STADT + KULTUR 04.20

Platz da für die Zukunft

Innovation

WIE KOMMT DAS NEUE IN DIE STADT?

> SCHWERPUNKT INNOVATION Seite 8 > ZUKUNFTSANGST? Seite 66 > GASTRO-VIELFALT Seite 82



mittemeer

Mediterrane Lebensmittel, frischer Fisch & Wein

NEUERÖFFNUNG
APRIL 2020
IM WERKSVIERTEL-
MITTE

Käse, Wurst
& Antipasti

Frischer
Fisch

Kostenfreies
Parken

Bistro mit
Tapas Bar

Wir freuen uns auf Ihren Besuch
im Werksviertel-Mitte. Direkt am
Ostbahnhof in München.

mitte-meer.de

04.20

INNOVATION

Städte sind faszinierende Gebilde. Obwohl sie sich permanent erneuern und verändern, spiegeln sich in den Straßen und Häusern einer Stadt immer auch die zurückliegenden Jahrhunderte. Durch die behutsame Geschwindigkeit, mit der Städte sich baulich verändern, entsteht in der Stadt ein einzigartiges Spannungsfeld von Tradition und Zukunft.

In unserem Schwerpunktthema sind wir diesmal der Frage nachgegangen, wie das Neue eigentlich in die Stadt kommt. Wir wollten wissen, wie Innovationen entstehen und sich durchsetzen, wann genau das Alte für die Zukunft Platz machen muss, und wann es sich lohnt, an Traditionen, alten Werten und altem Wissen festzuhalten. Wir sprachen mit Unternehmern, die ihre Produktion schon heute aus Überzeugung nachhaltig gestalten. Wir gingen außerdem der Frage nach, warum Urbanität zwar ein enormer Innovations-treiber ist, sich Städte dennoch oft schwer damit tun, Innovationen zu entwickeln oder zu implementieren.

Was uns bei der Recherche zum Thema Innovation am meisten verblüfft hat? Wie selten wir über Technologien und wie oft wir stattdessen über Menschen gesprochen haben. Lassen Sie sich überraschen.

Chefredaktion
Daniel Wiechmann



www.daswerkmagazin.de

E-MAIL

redaktion@daswerkmagazin.de

<
Alt vs. Neu.
Oder umgekehrt?

WELT LIEBE

Wer wir sind!

Mit dem Werksviertel entsteht in München ein Stadtquartier, in dem Urbanität vollkommen neu definiert wird. Es ist Heimat der Münchner Start-up- und Gründerszene, Anlaufpunkt für Kreative, Arbeits- und Gestaltungsraum für Künstler und Musiker der Sub- und Hochkultur. Es ist Lebensraum für Familien. Das Werksviertel ist ein Ort, der Spannungen und Energien erzeugt. Der seine Besucher inspirieren und unterhalten will. Es ist ein Ort, der vielschichtig ist.

Voller Brüche.

Neugierig.

Innovativ.

Nachdenklich.

Hemmungslos.

Frei.

Von diesem besonderen Ort aus schauen wir auf München und die Welt und beschäftigen uns mit Fragen der urbanen Lebenskultur.



Warum machen wir dieses Magazin?

Ein Stück lebendige Stadt, aufregend – im positiven wie im negativen Sinne – ... Nicht mehr und nicht weniger will das Werksviertel sein. Doch wie baut man Leben? Mit genau dieser Frage beschäftigen sich nicht nur die Planer des Werksviertels, sondern auch Stadtgestalter, Philosophen, Politiker, Bürger, Kreative und Aktivisten auf der ganzen Welt. Ihren Ideen und Gedanken wollen wir in diesem Magazin Raum geben, da sie maßgeblich zur Vision des Werksviertels beigetragen haben. Diese Vision ist getragen von einem Miteinander unterschiedlichster Gesellschaftsschichten und einer (Stadt)Kultur, die permanent soziale, wirtschaftliche und künstlerische Innovationen hervorbringt. In Teilen ist diese Vision im Werksviertel bereits sicht- und spürbare Realität. Und Monat für Monat kommt ein neuer Baustein hinzu. In diesem Magazin begleiten und hinterfragen wir den Transformationsprozess

des Werksviertels und erklären, warum das neue Stadtquartier so ist, wie es ist. Und nicht ganz anders. Wir wollen aufzeigen, welche Möglichkeiten ein Quartier wie das Werksviertel den Menschen bietet und warum es wichtig ist, dass das Viertel hoffentlich niemals fertig wird. Leben – so haben es die Macher des Werksviertels verinnerlicht – ist zuallererst die Chance auf permanente Veränderung und Erneuerung. Wie aufregend!



Werk



Titelfoto: Ivana Bilz



Warum Städte ständig
Neues produzieren



Ein kulinarischer Streifzug
durchs Werksviertel-Mitte

AUSGABE 04.20

www.daswerkmagazin.de

03 EDITORIAL *von Daniel Wiechmann*

04 MISSION STATEMENT – Wer wir sind und warum wir dieses Magazin machen

08 SCHWERPUNKTTHEMA
**INNOVATION – WIE KOMMT
DAS NEUE IN DIE STADT**

12 MYTHOS INNOVATION *von DAS WERK MAGAZIN-Redaktion*
Wie Innovationen entstehen und die Welt verändern

20 DIE STADT UND DAS NEUE *von Daniel Wiechmann*
Urbanität als Innovationstreiber

28 IST DIE STADT DER URSPRUNG ALLER INNOVATIONEN? *von Daniel Wiechmann*
Jane Jacobsens Wirtschafts- und Innovationstheorie kurz erklärt

30 KANN DAS ENDLICH WEG?
DIE STADT ZWISCHEN TRADITION
UND ZUKUNFT *von DAS WERK MAGAZIN-Redaktion*
Wie Städte sich permanent verändern (müssen) und doch ganz bei sich bleiben

41 ALT VS. NEU *von DAS WERK MAGAZIN-Redaktion*
Experten aus Stadtplanung, Wirtschaft und Kunst im Interview

58 NICHTS IST MEHR IN AFRI COLA *von Michael Wüst*
Ein Streifzug durch die Münchner Architekturgeschichte und -zukunft

66 ZUKUNFTSANGST *von Jan Kluge*
Warum Innovationen immer auch an Widerständen wachsen müssen

72 24 STUNDEN WERKSVIERTEL *von DAS WERK MAGAZIN-Redaktion*
Leben rund um die Uhr

80 NEWS & EVENTS *von DAS WERK MAGAZIN-Redaktion*

82 WIE SCHMECKT'S? AUSGEZEICHNET! *von Daniel Wiechmann*
Wie sich in den Bars, Restaurants und Cafés des Werksviertels der besondere urbane Bauplan des Stadtquartiers spiegelt

88 EINFACH MAL QUATSCH MACHEN *von DAS WERK MAGAZIN-Redaktion*
Thomas Hermanns, Erfinder des Quatsch Comedy Clubs, im Interview

92 MENSCHEN IM WERKSVIERTEL *von DAS WERK MAGAZIN-Redaktion*
Was sie bewegt. Was sie bewegen.

106 IMPRESSUM + NÄCHSTE AUSGABE

WERK12

*Ein Ort, der sich ständig
verändert: der Knödelplatz
im Werksviertel-Mitte*

*„Die Qualität
von Städten
und Plätzen
lässt sich
am Reißbrett
entwerfen,
ihre Schönheit
kommt durch
die Zeit.“*

Renzo Piano, italienischer Architekt

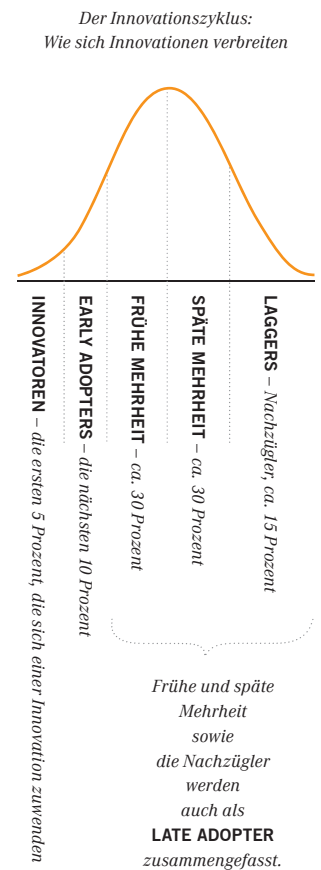
WIE KOMMT DAS NEUE IN DIE STADT?

Städte bewegen sich permanent im Spannungsraum zwischen Tradition und Innovation.

In ihnen finden Geschichte und Zukunft gleichzeitig statt. Genau das macht unsere Städte so besonders.

In einer Stadt fahren Menschen auf einem Elektro-Roller an Gebäuden vorbei, die mehrere hunderte Jahre alt sein können. Auf dem Weg in unsere Büros, in denen wir daran arbeiten Krebs zu heilen, unser gesamtes Leben zu digitalisieren oder künstliche Intelligenzen zu erschaffen, auf diesem Weg nutzen wir U-Bahnschächte, die mitunter bereits im 19. Jahrhundert gegraben wurden.

In der Stadt findet ein immerwährender Kampf zwischen dem Alten und dem Neuen statt, dessen einziges Ziel es ist, Platz für Innovationen und unsere Zukunft zu schaffen.



>
Werkzeuge des Menschen:
Früher Faustkeil, heute
Computermaus



*„Mit jedem neuen
Ding entstehen
zwei neue Fragen
und zwei neue
Möglichkeiten.“*

Jeff Bezos

MYTHOS INNOVATION

Der moderne Mensch ist von Innovationen umzingelt, denn alle Welt will heutzutage innovativ sein. Was aber zeichnet echte Innovationen aus? Und wann ist der Begriff nur modisches Schlagwort? Wie entstehen Innovationen? Wie setzen sie sich in der Gesellschaft durch? Und wann wird eine einst gefeierte Innovation zur Altlast, die niemand mehr braucht? Analyse eines Begriffes, den eigentlich niemand mehr hören will >

Text
Das
Redaktions-
Team

Innovationen – das klingt nach neu, noch nie dagewesen, die Welt verändernd. Mindestens. Innovation ist das Zauberwort, mit dem Unternehmen sich selbst und ihre Produkte, Kreative ihre Ideen und Konzepte, Forscher ihre Studienergebnisse, Ingenieure ihre Maschinen, IT-Experten ihre Technologie oder Politiker ihre Regierungsprogramme anpreisen. Und wehe ein Land verliert Punkte auf dem globalen Innovationsindex (Der übrigens von der Schweiz angeführt wird. Deutschland liegt auf dem 9. Rang.), dann wächst die Sorge wirtschaftlich den Anschluss zu verlieren und die Zukunft zu verpassen. Damit das nicht passiert, muss dringend in die Innovationskraft investiert werden. Und natürlich muss auch das Innovationsklima verbessert werden, damit all die bahnbrechenden Ideen, Konzepte und Technologien wieder prächtig gedeihen können.

Wenn Sie morgen die Aufgabe bekämen, eine oder zwei oder gar fünf Millionen Euro in eine Innovation zu investieren, wofür würden Sie das Geld ausgeben? Hätten Sie eine Idee? Wie wäre es mit einer Autobatterie, die sich umweltfreundlich produzieren lässt und eine Reichweite von 1000 Kilometern ermöglicht? Oder würden Sie lieber in ein fortschrittliches Mülltrennungssystem investieren, das Abfall automatisch und besser als der Mensch sortiert, damit sich in Zukunft endlich die Recyclingquoten erhöhen? Wir könnten auch noch einen Ersatzstoff für Zement in der Bauindustrie gut gebrauchen. Schließlich ist allein die Zementproduktion

für acht Prozent des weltweiten CO₂-Ausstoßes verantwortlich. (Zur besseren Einordnung: Das ist dreimal mehr CO₂ als die gesamte Luftfahrt weltweit verursacht.) Sie könnten das Geld aber auch in die Erforschung eines neuen Krebsheilmittels stecken oder in eine clevere Bildungsinitiative, die Kinder befähigt die Herausforderungen der Zukunft zu meistern. Egal, ob Mobilität, Wirtschaft, Gesundheit oder Bildung... es gäbe so viel zu tun.

Aber wäre eine umweltfreundliche reichweitenstarke Autobatterie wirklich eine innovative Lösung für die Mobilitätsprobleme in unseren Städten? Oder würde eine solche technologische Entwicklung lediglich dafür sorgen, dass die Menschen in Zukunft nicht mehr mit einem schlechten Umweltgewissen im Stau stehen? Und wäre es nicht eigentlich viel innovativer, wenn wir in Zukunft überhaupt keinen Müll mehr produzieren, der sortiert werden muss, weil wir uns in einem komplett nachhaltig organisierten System bewegen? Spätestens an dieser Stelle ahnt man, dass die Sache mit den allgegenwärtigen Innovationen gar nicht so leicht ist und sich ein genauer und detaillierter Blick auf die folgende Frage lohnt:

EINE INNOVATION – WAS IST DAS EIGENTLICH?

Wortwörtlich übersetzt heißt Innovation „Erneuerung“. Der Duden definiert Innovationen als geplante und kontrollierte Veränderungen, aber auch als Neuerung in einem sozialen System durch Anwendung neuer

Ideen und Techniken.

Ideen als Grundlage von Innovationen? Aber ja! Wahlen, die unsere Demokratie ermöglichen, sind zum Beispiel eine ganz wunderbare Innovation, die auf nichts weiter beruht als auf einer Idee. Wie diese Idee technisch umgesetzt wird – ob mit Stimmkarten, Handzeichen, Wahlmaschinen oder Wahlzetteln, ist für diese soziale Innovation vollkommen unerheblich. Hauptsache es wird gewählt. Die Liste für soziale Innovationen, die auf Ideen oder auf genialen Einfällen basieren, ließe sich endlos fortsetzen: Da wären die Gleichberechtigung, Gesetze, die Bürokratie in unserer Verwaltung (Die ist manchmal lästig, aber es geht nun mal nicht ohne.), Nationen, die Sozialversicherung, die Schrift und die Zahlen, die Revolution, Gott, der Krieg und der Frieden oder unser Geld. In der Geschichte der Menschheit wurde die Innovation Zahlungsmittel nicht nur mit Gold und Silber, sondern auch bereits mit Schnecken, Steinen oder Muscheln erfolgreich umgesetzt. Und in Zukunft vielleicht nur noch mit Bitcoins? Womit wir schon wieder beim Thema Technologie wären.

Obwohl auf Ideen fußende soziale Innovationen einen sehr großen Anteil daran haben, wie unsere Gesellschaft gestaltet ist und wie wir als Menschen zusammenleben, ist in unserem kollektiven Gedächtnis die Vorstellung von Innovation noch immer vor allem an Technologie geknüpft. Selbst das am häufigsten verwendete Symbol für Ideen – die Glühbirne – ist ein technisches Objekt. Immer wieder ist die Beziehung von Technik und Innovation Zankapfel im >

>
So wie eine Glühlampe bringen Innovationen Licht ins Dunkel, sie leuchten neue Wege aus, auf denen wir voranschreiten können

„Alle großen Erfindungen des Menschen – das Flugzeug, das Auto, der Computer – sagen wenig über seine Intelligenz aus, sehr viel aber über seine Faulheit.“

Mark Kennedy, amerikanischer Politiker



politischen Diskurs. Zurecht, denn sehr oft machen neue Technologien Wandel zwar erst möglich, allerdings steckt in einer echten Innovation immer mehr als nur der geniale Bauplan einer neuen Maschine.

Würde man aktuell eine Umfrage durchführen, welches die wichtigsten

Innovationen in der Geschichte der Menschheit sind, nähme vermutlich das Smartphone einen der vorderen Plätze ein. Hätte man dagegen die Möglichkeit, einem Steinzeitmenschen dieselbe Frage zu stellen, würde er mit großer Wahrscheinlichkeit auf den Faustkeil schwören. Von den Bauern in Mesopotamien um 3500 v.Chr. bekäme man dagegen wohl ein Loblied auf den Pflug und das Rad zu hören. Ob sich die Menschen im 16. Jahrhundert bereits bewusst waren, dass die Innovation Buchdruck die Epoche der Renaissance und die Zeit der Aufklärung überhaupt erst möglich gemacht hat?

Faustkeil, Pflug, Rad, Buchdruck, Smartphone – allesamt bahnbrechende Innovationen, ohne die unsere Welt nicht die wäre, welche sie heute ist. Allerdings kräht heutzutage kein Mensch mehr nach Faustkeilen. Die wenigsten Menschen wären überhaupt geschickt genug, einen solchen zu benutzen, geschweige denn herzustellen. Unsere Landwirtschaft hat sich längst über Rad und Pflug hinaus entwickelt und steht derzeit vor vollkommen anderen Herausforderungen als vor 5000 Jahren. Wir sind auch nicht mehr darauf angewiesen

Informationen zu drucken, um sie zu verbreiten. Was folgt daraus? Innovationen existieren nicht für die Ewigkeit. Sie sind vielmehr an einen zeitlichen Kontext gebunden. Sobald die Welt verändert ist, wird jede Innovation zu einem selbstverständlichen Teil der Gesellschaft oder sie verschwindet mit der Zeit sogar ganz. Fragen Sie nach bei den Herstellern von Faustkeilen oder Faxgeräten. (Und in 50 Jahren bei Apple und Co.)

Wenn Innovationen aus unserem Leben auch wieder verschwinden können, stellt sich die Frage, was sie in dem Moment, in dem sie die Welt verändert haben, so wertvoll gemacht hat. Gibt es etwas, das Faustkeil, Pflug und Rad, der Buchdruck und das Smartphone gemeinsam haben – außer, dass es sich um pfiffige technische Objekte handelt? Warum konnten ausgerechnet diese Gegenstände die Welt verändern? Menschen erfinden schließlich ständig neue Dinge. Aber die wenigsten davon erweisen sich als echte Innovation.

Einer, der fast sein ganzes Leben zu diesen Fragen geforscht hat, ist der im Januar 2020 verstorbene Wirtschaftswissenschaftler Clayton Christensen. 1997 führte er in seinem Buch „The Innovators Dilemma“ den Begriff disruptiver Technologien ein und formulierte später eine These, die das Denken über Innovationen seither bestimmt: Menschen kaufen oder nutzen Produkte nicht einfach nur, weil sie ihnen gefallen, vielmehr sei es so, dass Menschen Produkte einstellen, um einen Job zu erledigen. Ändert sich der Job oder die Aufgabe, vor der die Menschen stehen, entlassen

sie das alte Produkt und stellen ein neues, besseres ein. Christensen schlussfolgerte, dass allen Innovationen immer ein menschliches Bedürfnis zugrunde liegen muss.

Wie einschneidend und disruptiv eine Innovation ist, hängt daher nicht so sehr davon ab, wie qualitativ hochwertig ein Produkt oder wie genial eine Idee ist, sondern wie gut das Produkt oder die Idee seinen Job erledigt und wie dringend und wie viele Menschen genau diesen Job erledigt haben möchten. In jeder echten Innovation steckt also immer auch eine soziale und gesellschaftliche Komponente. Sie ist es, welche die Innovation über die bloße Technologie – die Invention – erhebt und schließlich jenen Prozess in Gang setzt, mit dem die Gesellschaft verändert wird.

Ein Beispiel: Als in den 1950er Jahren die ersten kleinen Transistorradios auf den Markt kamen, waren sie alles andere als der letzte technische Schrei. Die Klangqualität war furchtbar. Dennoch wurden die Radios ein Riesenerfolg. Warum? Weil sie mit der Zeit immer kleiner und immer günstiger wurden. Selbst Jugendliche konnten sich die auch als Boy's Radios bezeichneten Geräte leisten. Und wer ein Transistorradio besaß, der konnte damit das Haus verlassen, und wo immer er wollte, ungestört die bei den Eltern so verpönte Rockmusik hören. Musik hören, ohne dass einen die Eltern nerven – Das war der Job, den es in den Fünfzigerjahren zu erledigen gab. Und das Transistorradio tat für nur zwei Dollar genau das. So wie ein Faustkeil den Steinzeit- >

menschen vor Millionen Jahren dabei half, Beutetiere mit weniger Aufwand als zuvor zu zerlegen. Und so wie ein Bauer in Mesopotamien dank Pflug den Ertrag seiner Ernte vervielfachen konnte, ohne dass er dafür härter arbeiten musste.

Obwohl es den Job Musik-hören-ohne-Eltern-zu-stören noch immer gibt, sind Transistorradios natürlich längst aus unserem Leben verschwunden. Dafür haben wir heute Smartphones und AirPods. Schaut man mit Christensen Augen auf das Smartphone, stellt man schnell fest, dass es sich dabei um ein Tool handelt, das unglaubliche viele Jobs erledigen kann. Es ist nicht nur Telefon, sondern auch Stereoanlage, Kamera, Fotoarchiv, Postamt, Telegramm-Versender, Zeitung, Bibliothek, Videothek, Fernseher, Lexikon, Radio, Spielkonsole, Einkaufszettel, Stadtplan, Schreibmaschine, Notizbuch, Taschenrechner, Bankterminal, Wetterauskunft, Fitnesscoach, Wecker, Shopping Mall, Übersetzer, Stoppuhr, Kalender, Fahrplanauskunft, Ticketautomat, Diktiergerät, Schminkspiegel und Taschenlampe in einem.

Kein Wunder, dass es den Menschen so schwerfällt, ihr Smartphone aus der Hand zu legen. Und kein Wunder, dass noch nicht alle Welt Elektroauto fährt. Denn so ein Elektroauto erledigt den Job Menschen von A nach B zu bringen zwar leiser und umweltfreundlicher, aber schlicht nicht anders. Es ist in der Summe immer noch „nur“ ein Auto, das genau wie alle anderen im Stau steht und für das man abends ewig einen Parkplatz im Viertel suchen

„Wenn man alle Fehler aus einer Kutsche beseitigt, erhält man möglicherweise eine perfekte Kutsche, aber wahrscheinlich nicht das erste Automobil.“

Edward de Bono, Kognitionswissenschaftler

muss. Aus diesem Grund müssen wir auf die Disruption der Mobilitätsbranche auch noch immer warten. Es gibt in diesem Bereich schlicht noch keine Innovation, die den Job, den es zu erledigen gilt, auch erledigen kann.

Christensen ergründete jedoch nicht nur die Triebkraft, weshalb sich Innovationen in der Gesellschaft durchsetzen, er unterteilte Innovationen auch ihrem Wesen nach. Disruptive Innovationen wie beispielsweise das iPhone oder der PC erschaffen einen komplett neuen Markt oder verändern einen bestehenden Markt von Grund auf. Das Problem mit disruptiven Innovationen ist, dass sie nicht immer als solche zu erkennen sind. Es kann sogar vorkommen, dass sie nicht einmal als solche geplant sind. Als die Forscher des Fraunhofer Instituts in den Neunzigerjahren das MP3-Format entwickelten, hatten sie dabei sicherlich nicht die Zerstörung des bisherigen Geschäftsmodells der Musikbranche im Sinn. Sie wollten lediglich ein Format entwickeln, mit dem sich digitale Musikdateien

komprimieren ließen, um Speicherplatz zu sparen. Als dann jedoch mit dem Internet auch das Filesharing und somit der Austausch der komprimierten Musikdateien möglich wurde, entstand eine vollkommen neue Dynamik, die schließlich zur Disruption der Musikbranche führte. Allen disruptiven Innovationen gemein ist, dass sie ein bis dahin teures und kompliziertes Produkt in einfachere und günstigere Anschaffungen verwandeln. Filesharing machte den Zugang zu Musik sogar fast umsonst. Vor dem Personal Computer gab es raumgroße Mainframe-Computer, die Millionen kosteten und die sich daher nur wenige Unternehmen leisten konnten.

Zwar waren die ersten PCs in ihrer Leistung arg limitiert und für die Allgemeinheit immer noch sehr teuer, doch gegenüber den Mainframe-Computern waren sie einfacher und günstiger. Und da sie mit der Zeit sogar immer besser und günstiger wurden, verdienten Unternehmen mit PCs schon bald mehr Geld als mit Mainframe-Computern. Seit jedoch Smartphones die meisten Jobs erledigen, die früher PCs erledigt haben, hat auch hier wieder ein technologischer >

Paradigmenwechsel – diesmal zulasten des PCs – stattgefunden. Entgegen der allgemeinen Annahme, die sehr auf den zerstörerischen Aspekt disruptiver Innovationen abzielt, sind disruptive Innovationen wahre Jobmaschinen und ermöglichen Wachstum. Deshalb ist auch alle Welt auf der Suche nach ihnen, nach dem nächsten großen Ding.

Neben den disruptiven Innovationen gibt es noch die sogenannten nachhaltigen Innovationen. Nachhaltige Innovationen machen gute Produkte besser. Sie sind zum Beispiel der Grund, warum wir heute in Flugzeugen mit Turbinen statt Propellerantrieb fliegen. Nachhaltige Innovation schaffen keine neuen Märkte und auch keine neuen Jobs.

Wenn Intel den nächsten noch schnelleren Chip entwickelt, wird die PC-Branche dadurch nicht von Grund auf verändert. Und wenn Microsoft ein Update seiner Office-Software zur Verfügung stellt, hält die Welt nicht mal eben kurz den Atem vor Ehrfurcht an. Nachhaltige Innovationen sind allerdings wichtig, wenn ein Unternehmen in einem bestehenden Kundenkreis neue Marktanteile gewinnen will.

Effiziente Innovationen sorgen dafür, dass Dinge schneller oder günstiger produziert werden können. Etwa, wenn ein Auto statt in drei oder vier Tagen in nur noch einem Tag produziert werden kann. Durch die Einführung automatischer Fließbänder konnte Henry Ford beispielsweise den Preis für sein Modell T von 850 Dollar auf sage und

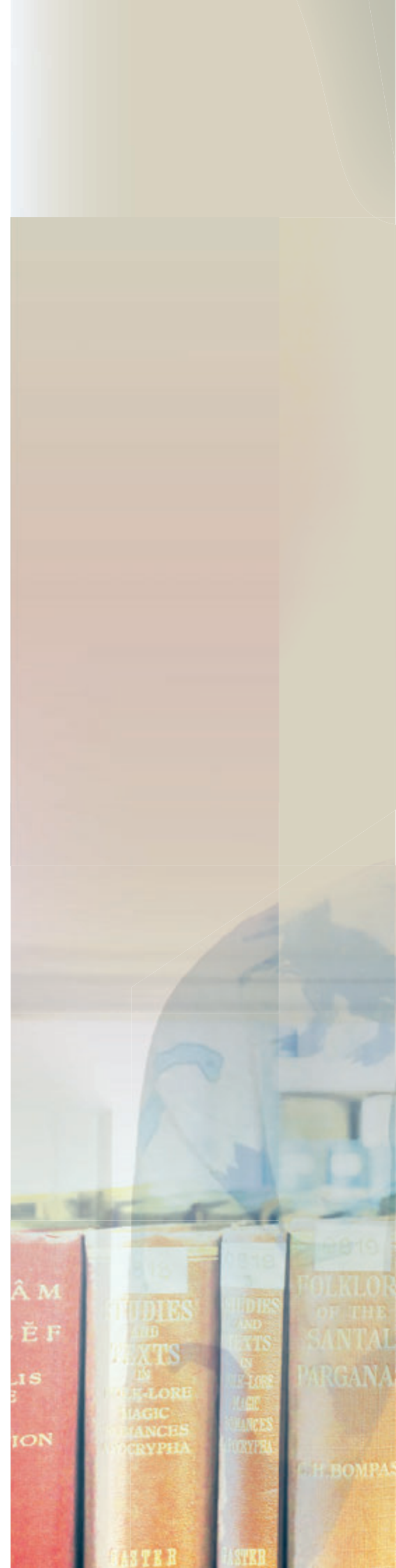
schreibe 370 Dollar senken.

Effiziente Innovationen sind in der Regel Jobkiller. Allerdings können sie dafür sorgen, dass eine Firma Cash Flow generiert, den sie dann wieder in neue Innovationen stecken kann. Erweist sich eine davon als disruptiv, entsteht neues Wachstum, das zuvor durch die effizienten Innovationen verlorengegangen ist. Sowohl effiziente als auch nachhaltige Innovationen können dafür sorgen, dass sich disruptive Innovationen schneller verbreiten. Hätten beispielsweise Unternehmen wie Samsung oder Motorola nicht schon bald sehr viel preiswertere Smartphones für jedermann angeboten, hätte die digitale Revolution mit Sicherheit noch etwas länger auf sich warten lassen müssen.

Betrachtet man die Wechselwirkungen der verschiedenen Innovationstypen, entsteht ein idealisierter Innovationskreislauf, der ständig in Bewegung ist. Doch welche Kraft sorgt für die Bewegung? Was macht Menschen oder Unternehmen eigentlich zu Innovatoren? Wer das wissen will, muss sich in die Stadt begeben, denn sie ist die wohl wichtigste Innovationsmaschine, die je von Menschenhand gebaut wurde.

>

Vor 500 Jahren veränderte die Innovation des Buchdrucks die Welt, vor 13 Jahren das Smartphone. Wie wohl „das nächste große Ding“ aussehen wird?



**SCHÖPFERISCHE ODER
KREATIVE ZERSTÖRUNG****ENDE DES 19. JAHR-
HUNDERTS**

Schon Karl Marx sprach in seinem kommunistischen Manifest sowie im Kapital von der Schöpferischen Zerstörung. Er bezog diesen Terminus jedoch vor allem auf die Veränderung eines ganzen Wirtschaftssystems.

**ANFANG DES 20. JAHR-
HUNDERTS**

Der Ökonom Joseph Schumpeter benutzte die Begriffe der Schöpferischen und Kreativen Zerstörung Anfang des 20. Jahrhunderts, um damit seine Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung zu erklären. Auslöser für die schöpferische Zerstörung waren auch schon für Schumpeter Innovationen. Der Österreicher unterschied bereits damals zwischen Kapitalisten und Unternehmern (Entrepreneuren). Während Kapitalisten vom wirtschaftlichen Erfolg motiviert vorrangig statisch agieren würden, sah Schumpeter in den Unternehmern diejenigen Personen, die mit ihrem Unternehmergeist für eine Neuordnung und Entwicklung im Wirtschaftssystem sorgen. So sei es den Entrepreneuren zu verdanken, dass sich Innovationen im Markt durchsetzen.

**ENDE DES 20. JAHR-
HUNDERTS**

Dem Ökonomen Clayton Christensen ist es zu verdanken, dass Innovationen und die ihnen innewohnende Kraft zur Veränderung nicht mehr nur als Teil eines in sich geschlossenen Wirtschaftskreislaufes betrachtet werden, der schließlich in die Gesellschaft hineinwirkt. Stattdessen legte er die Wechselwirkung zwischen Innovationen und Gesellschaft offen, die maßgeblich dafür sind, welche Innovationen erfolgreich sein können.



DIE STADT UND DAS NEUE – INNOVATIONSTREIBER URBANITÄT

Straße-Haus-Werkstatt-Marktplatz-Theater
– Obwohl Städte seit Jahrhunderten nach demselben Prinzip gebaut werden, bilden sie den perfekten Nährboden für Innovationen. Aber warum ist das so? Warum bereichern Städte eine Gesellschaft wirtschaftlich und kulturell? Warum kann das Neue in der Stadt besser gedeihen als auf dem Land? >

Text
Daniel
Wiechmann



*„Die Genies werden meist in
der Provinz geboren und in der
Metropole entdeckt.“*

Hermann Kesten, Schriftsteller

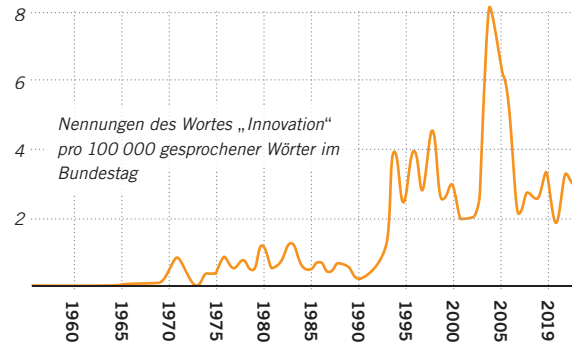
Innovation

– Ein Begriff macht Karriere

Bis 1965 fiel das Wort „Innovation“ in den Reden, die im Deutschen Bundestag gehalten wurden, kein einziges Mal.

Erst Anfang der Siebzigerjahre begann die Politik die Innovation als Thema für sich zu entdecken und seit den Neunzigerjahren sind Innovationen sogar ein Dauerthema geworden.

Innovationen sind ein wertvolles Gut. Sie verändern nicht nur uns Menschen und unsere Gesellschaft, sondern sie sorgen auch dafür, dass sich unsere Wirtschaft bewegen und entwickeln kann. „Innovate, adapt or die“ – Innoviere, passe dich an oder stirb. Seit etwa drei Jahrzehnten schwebt diese martialische Drohung über Wirtschaftslenkern und Politikern und trägt wohl wesentlich zu ihrer Motivation bei, sich intensiv mit der Frage auseinanderzusetzen, wie man Innovationen auf den Weg bringen oder vielleicht sogar planen kann.



Quelle: DIE ZEIT, Bundeswörter

Harvey mit dem Blick in Einsteins Denkapparat das Genie-Geheimnis ein für alle Mal zu lüften. Vergebens. Es sollte noch einige Jahre dauern, bis eine gewisse Jane Jacobs den Ursprung von Kreativität und Innovationskraft nicht mehr nur ausschließlich im menschlichen Gehirn oder Bewusstsein suchte, sondern an einen ganz anderen Ort: in der Stadt.

Natürlich hatten sich schon vor Jacobs zahlreiche Ökonomen und Soziologen mit den komplizierten Verflechtungen von Stadt und Wirtschaftswachstum beschäftigt. Doch Jacobs stellte die bis dahin geläufigen Wirtschaftstheorien, die sich vor allem auf den wirtschaftlichen Wettbewerb von Nationen und Wirtschaftssystemen stützen, mit ihren Ideen komplett auf den Kopf. Die damals in New York lebende Kanadierin postulierte in ihren zahlreichen Büchern, dass jeder wirtschaftliche Fortschritt, jede Innovation ihren Ursprung in der Stadt habe. Die Mutter aller Innovationen sei nicht etwa die Notwendigkeit, also die Tatsache, dass sich etwas ändern müsse, sondern die Gelegenheit, dass sich etwas ändern kann. Und genau das würden Städte leisten: Sie schaffen Gelegenheiten, in dem sie Tag für Tag Menschen zusammenbringen, deren „Ideen miteinander Sex haben“, wie es der britische Politiker Matt Ridley einmal sehr charmant formulierte.

Jane Jacobs (1916-2006)



Jane Jacobs gilt als eine der wichtigsten Vordenkerinnen einer neuen Urbanität. Mit ihren Büchern zur Stadtökonomie beeinflusste sie zahlreiche Soziologen und Stadtplaner.

Sie plädierte unter anderem für eine Durchmischung der Stadtfunktionen wie Wohnen und Arbeiten, die Bürgerbeteiligung bei der Stadtplanung und sie unterstich die Bedeutung vitaler Nachbarschaften für die Stadtentwicklung. Bekannt wurde sie ebenfalls durch ihren erfolgreichen Kampf gegen den in den Sechzigerjahren geplanten Lower Manhattan Expressway in New York, der einen gewaltigen Verlust von Altbausubstanz nach sich gezogen hätte.

Aber lassen sich Innovationen überhaupt wie Pilze in einem Labor züchten? Gibt es einen Nährboden, auf dem Innovationen besonders gut wachsen können? Oder sind Innovationen am Ende nur Glück oder Zufall? Noch im Mittelalter gab es in der Gedankenwelt der Menschen lediglich eine Kraft, die imstande war, die Welt zu verändern: Gott. Nur hundert Jahre später sind es Wissenschaftler und vor allem Künstler, welche die göttliche Schöpfungskraft zunehmend in Frage stellen. Während die Wissenschaftler – angetrieben vom Forscherdrang – mit ihren mathematischen, physikalischen oder chemischen Entdeckungen die Vorstellung der Menschen von der realen Welt neu formen, erschaffen die Maler, Musiker und Dichter vollkommen neue, bis dahin unbekannte Kunstwelten. Das Genie ward geboren, der schöpferische Geist, der über allem anderen steht.

Seit dieser Zeit lässt die Menschen die Frage nicht los, was bei einem Genie anders läuft, wo genau die Ursprünge für Inspiration und Kreativität liegen. Noch immer werden im Museum für Medizingeschichte in Philadelphia 46 Objektträger mit dem fein säuberlich in dünne Scheiben geschnittenen Gehirn Albert Einsteins ausgestellt. 1955 erhoffte sich der Pathologe Thomas

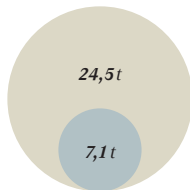
Ein Venture Capitalist auf der Suche nach einer Investmentgelegenheit hat womöglich keine Ahnung davon, wie man einen Mikrochip baut. Und ein Chipdesigner hat eventuell eine geniale Idee für einen revolutionären Rechenkern, allerdings fehlt es ihm an Kapital und Knowhow für einen Businessplan. Erst wenn beide – Venture Capitalist und Chipdesigner – zusammenkommen, kann aus der Begegnung so etwas wie das Silicon Valley entstehen. Kein noch so weitsichtiger Politiker wäre im San >

Dichte und Nachhaltigkeit

Dichte ist nicht nur Voraussetzung für den so wichtigen sozialen Austausch, sie macht Städte auch nachhaltig.

New York City ist schon jetzt der ökologischste Ort der USA. Über 80 Prozent der Einwohner fahren mit der U-Bahn oder per Bus zur Arbeit. Die Dichte der Stadt macht es möglich, dass viele Wege zu Fuß oder mit dem Fahrrad zurückgelegt werden können. Der Benzinverbrauch eines New Yorkers liegt tatsächlich noch immer auf dem Niveau eines Durchschnittsamerikaners aus dem Jahr 1920.

Zum Vergleich: Die Bewohner im wesentlich weniger dicht bebauten Los Angeles verbrauchen achtmal soviel Benzin wie der New Yorker.



Während der **CO₂-FUSSABDRUCK** eines Durchschnittsamerikaners bei 24,5 Tonnen liegt, kommt ein New Yorker auf gerademal 7,1 Tonnen CO₂-Ausstoß pro Jahr.

Francisco der Sechzigerjahre in der Lage gewesen, das komplizierte Beziehungsgeflecht zu stimulieren oder herbei zu planen, das schließlich dazu geführt hat, dass sich im Westen der USA einer der wichtigsten Technologiestandorte der Welt entwickelt hat. Oder wie Jacobs es einmal ausdrückte: „Regierungen sind der letzte Ort, wo neue Ideen herkommen.“ Nicht die politischen oder städtischen Institutionen – nicht Gesetze, Messen, Märkte, Fabriken, Labore, Universitäten – erschaffen den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Fortschritt, sondern die von den Menschen geknüpften urbanen Netzwerke.

Diese städtischen Netzwerke können unglaubliche Dynamiken entwickeln. Die Dampfmaschine oder die Spinning Jenny, eine Spinnmaschine, wurden zum Beispiel nicht erfunden, um den Kapitalismus als Gesellschaftssystem in England und der Welt zu etablieren. Das Internet wurde nicht entwickelt, um Facebook oder Instagram zu ermöglichen. Und der Erfinder der Uhr hatte vermutlich nur im Sinn, die Verabredungen mit Freunden in der Stadt verlässlich zu gestalten, nicht jedoch, dass sich eines Tages Millionen Menschen in aller Welt zeitgleich auf dem Weg machen, um pünktlich um neun Uhr in einem Büro zu sitzen. Seit jeher verleiben sich Städte – beziehungsweise die Menschen, die in ihnen leben – Erfindungen ein, bearbeiten und verändern sie, bis schließlich etwas vollkommen Neues daraus entstanden ist. Es ist diese geheimnisvolle urbane Kraft, die unsere Gesellschaft und unsere Wirtschaft in Bewegung hält. Doch warum sind dann nicht alle Städte gleichermaßen reich? Warum gibt es Städte, die weniger kreativ und produktiv sind als andere?

Nun, Städte sind eben nicht per se urban. Ausschlaggebend für die Innovationskraft einer Stadt ist immer die Qualität der urbanen Netzwerke einer Stadt.

Diese spiegelt sich unter anderem in den drei großen D's wider: density (Dichte), diversity (Vielfalt) und design (Stadtgestaltung). Eine hohe Dichte sorgt automatisch für mehr Austausch und Begegnungen unter den Menschen. Die amerikanischen Suburbs mit ihren endlosen >

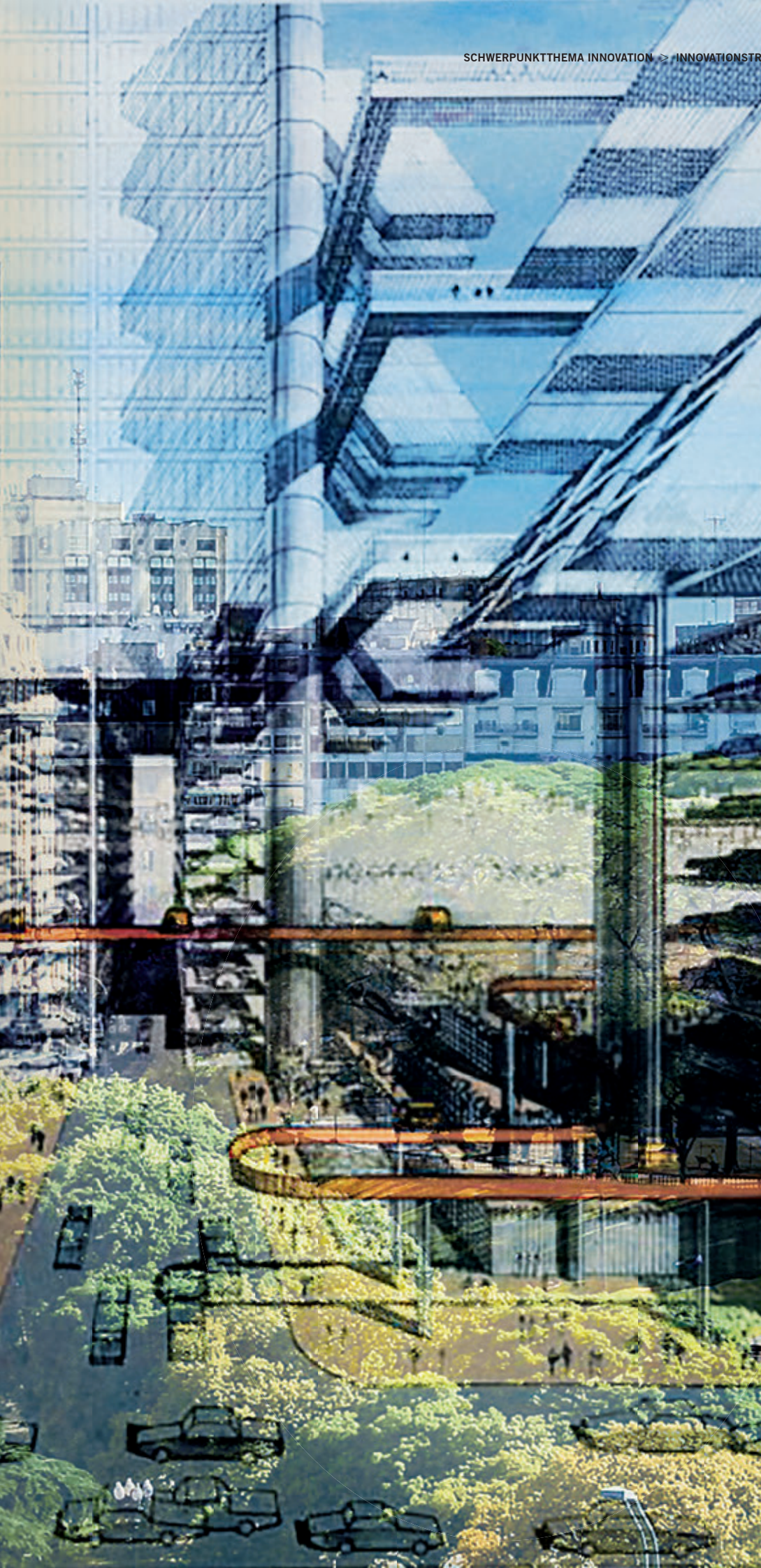
„Wenn Sie in einen Stadtbus steigen oder die Straßen von den Hauptverkehrsstraßen durchstreifen, werden Sie schnell feststellen, dass wir Menschen so viele Unterschiede wie Ähnlichkeiten haben. Und darin liegen die größten Möglichkeiten für Innovationen – unsere unterschiedlichen Sichtweisen auf die Welt und die Erarbeitung von Lösungen!“

David Livermore,
Sozialwissenschaftler mit dem Fachgebiet kulturelle Intelligenz

„2009 lebte zum ersten Mal in der Geschichte mehr als die Hälfte der Weltbevölkerung in Städten. In einer Zeit, in der Familie, Freunde und Mitarbeiter nur einen Anruf, eine Textnachricht oder eine E-Mail entfernt sind, drängen sich immer noch 3,3 Milliarden Menschen auf diesem Planeten in Wolkenkratzern, Hochhäusern, U-Bahnen und Bussen. ...

> So sehr Städte uns Menschen manchmal auch überfordern, ihre Anziehungskraft ist ungebrochen





... Vor nicht allzu langer Zeit sah es so aus, als würden unsere Städte sterben, aber tatsächlich haben sie sich mutig in das Informationszeitalter gestürzt, sich angepasst und weiterentwickelt, um die Tore zu einer globalisierten und vernetzten Welt zu werden. Das Wohlergehen der menschlichen Gesellschaft hängt mehr denn je von unserem Wissen darüber ab, wie die Stadt lebt und atmet.“

Edward Glaeser in *Triumph of the City*

Ansammlungen an Einfamilienhäusern waren Jacob nicht umsonst ein Graus.

Das Thema Vielfalt in der Stadt ist aus zwei Perspektiven zu betrachten – wirtschaftlich und sozial. Wirtschaftliche Vielfalt ist durch möglichst viele unterschiedlich spezialisierte Unternehmen gekennzeichnet. So antizipierte Jacobs in ihren Büchern „The Death and Life of Great American Cities“ (1961) sowie „The Economy Of Cities“ (1970) bereits Anfang der Siebzigerjahre den wirtschaftlichen Niedergang Detroits, da die Stadtökonomie in großen Teilen von einem einzigen Industriezweig abhängig war: der Automobilindustrie. Solange die Geschäfte von General Motors, Ford und Chrysler gut liefen, war die Welt in Detroit ja auch in Ordnung. Als es jedoch im Zuge der Finanzkrise 2008 und 2009 zu einer verheerenden Absatzkrise kam, zwang die Abhängigkeit von einem einzigen Industriezweig die gesamte Stadt in die Knie. 2013 musste Detroit Insolvenz anmelden.

Jacobs These, wonach soziale Netzwerke, die auf Vielfalt beruhen, auch wirtschaftlich stärker sind, ist mittlerweile sogar wissenschaftlich belegt. Der von Jacobs maßgebliche beeinflusste Ökonom Edward Glaeser, Autor des richtungsweisenden Urbanisierungsbuches „Triumph Of The Cities“ (2011), fand in einer Studie heraus, dass es für den Wohlstand einer Stadt entscheidend sei, möglichst viele kleine Firmen in ihr anzusiedeln. In Städten, in den es zehn Prozent mehr Unternehmen pro 100 Arbeitnehmer gibt, entstanden in den vergangenen 30 Jahren im Durchschnitt neun Prozent mehr Jobs als in Städten, in denen weniger Unternehmen zu Hause sind.

Die soziale Vielfalt einer Stadt sorgt zusätzlich für Dynamik bei Innovationsprozessen. Durch ihre Größe und Anonymität erschaffen Städte Grauzonen und Orte, an denen Menschen neue Ideen ausprobieren können, ohne dafür gleich an den Pranger gestellt oder sozial kontrolliert zu werden. Die Bewohner einer Stadt kennen einander nicht. Sie sind daher permanent gezwungen, sich mit dem Fremden auseinanderzusetzen, wie es Georg Simmel Anfang

Immer schneller

Geschwindigkeit, mit der Innovationen bzw. Produkte 50 Millionen Konsumenten erreicht haben:



Diese Zahlen verdeutlichen, welche enorme Bedeutung die Digitalisierung, die Vernetzung der Welt für Innovationen hat. Innovationen können sich heutzutage in atemberaubender Geschwindigkeit ausbreiten.

Der Stadtplaner Robert Moses (1888-1981)



Robert Moses wirkte ab 1939 bis in die 60er-Jahre in New York. Er plante zahlreiche Brücken sowie Schnellstraßen, oft ohne Rücksicht auf Bewohner und gewachsene Stadtstrukturen. Seine tiefgreifenden Planungsabsichten führten dazu, dass das Konzept der ausschließlich autogerechten Stadt zunehmend kritisiert und in Frage gestellt wurde.

Die Stadtsoziologin Saskia Sassen, die unter anderem den Begriff „global city“ prägte, bezeichnete die heutigen chinesischen Megastädte, die ebenfalls oft durch Flächensanierung und monotone Bebauung entstehen, daher einmal auch als „Moses on steroids“.

des 20. Jahrhunderts in seinem bahnbrechenden „Exkurs über den Fremden“ beschrieb. Diese Auseinandersetzung führe grundsätzlich zu einer Toleranz gegenüber dem Anderen und schließlich zu einer Aufgeschlossenheit gegenüber dem Neuen. Da Fremdes mitunter jedoch auch Angst machen kann, sah Jacobs es als Hauptaufgabe einer Stadt, dafür zu sorgen, dass sich jedermann sicher in der Stadt fühlt und sich frei in ihr bewegen kann. Zusammengefasst: In der Stadt kann und muss man seine Persönlichkeit ständig in fremden Ideen und Wertvorstellungen spiegeln und entscheiden, ob man diese zu einem Teil seines Lebens werden lässt. Urbanität ist nichts anderes, als ein ständiges Angebot, sich selbst neu zu erfinden, ein Angebot an Innovation. Was dagegen der Bauer auf dem Dorf nicht kennt, das frisst er auch nicht.

Der permanente Kultur- und Ideenaustausch gehört zum Wesen einer Stadt. Durch ihn können Innovationen schließlich jene kritische Masse an Menschen erreichen, die es für einen sogenannten Tipping Point braucht, also jenen Punkt, ab dem es kein Zurück mehr gibt. Der Begriff „kritische Masse“ führt an dieser Stelle etwas in die Irre, denn Innovationen sind keine demokratischen Mehrheitsentscheidungen. Im Gegenteil: Der Technikkonzern Apple verkaufte im Jahr 2008, dem ersten vollen Verkaufsjahr für das iPhone der ersten Generation weltweit gerade mal ca. zwölf Millionen Stück. Zehn Jahre später, im Jahr 2018, wurden von Apple und den mittlerweile zahlreichen Mitbewerbern über 1,4 Milliarden Smartphones verkauft. Etwa doppelt so viele Menschen nutzen mittlerweile ein Smartphone. Heute kommt einem die Zahl von zwölf Millionen Smartphones lächerlich vor. Doch damit wurde der Stein ins Rollen gebracht. Genauso wie Anfang des 19. Jahrhunderts als in Europa nach und nach das Frauenwahlrecht eingeführt wurde. Es war beileibe nicht so, dass alle Frauen oder zahlreiche Männer dafür auf die Straße gingen, aber es waren genug, um den Gedanken im öffentlichen Bewusstsein so groß werden zu lassen, dass er nicht mehr einfach beiseite gewischt werden konnte.

Der dritte ausschlaggebende Punkt für >

das Funktionieren sozialer Netzwerke in der Stadt ist das Stadtdesign. Für Jacobs war dieser Punkt das Hauptmotiv, sich überhaupt mit den Themen Urbanität, Stadtentwicklung und Ökonomie auseinanderzusetzen. In den 60er-Jahren erlebte Jacobs in New York, wie der berühmte Stadtplaner Robert Moses den städtebaulichen Fortschritt vor allem durch den Abriss historischer Bausubstanz ermöglichen wollte. So sollte Platz für mehrspurige Schnellstraßen und eine monotone Flächensanierung geschaffen werden. Moses Planungsmotto lautete „You can't make an omelette without breaking eggs“. Zu jener Zeit hätte auch das heute so beliebte New Yorker Viertel Greenwich Village zu 80 Prozent Opfer von Moses Flächensanierung werden sollen. Es war sogar bereits zum „Slum“ deklariert worden. Doch dank einer von Jacobs ins Leben gerufenen Bürgerrechtsbewegung konnte der weitgehende Abriss des Viertels verhindert werden. Jacobs stellte sich damals nicht einfach nur als Aktivistin gegen Moses Stadtplanung, sie lieferte auch einen Gegenentwurf für ein anderes Stadtdesign.

Der Verödung der Stadt durch Schnellstraßen, Parkplätze, Tankstellen oder Autokinos in großer Zahl setzte Jacobs das Bild einer sozial durchmischten Nachbarschaft entgegen. In dieser Nachbarschaft werden die Straßen und Plätze zur Bühne für das echte Leben. Tag für Tag wird hier ein „Ballett der Straße“ aufgeführt, in dem jedem – vom Ladenbesitzer über den Rentner, den Handwerker, den Büroangestellten, der Hausfrau und der Mutter – eine bestimmte Rolle zukommt. Die auf dieser Bühne unumgänglichen Interaktionen von Menschen unterschiedlicher Herkunft und Klasse sind für Jacobs die Voraussetzung für städtische Lebensqualität und Stabilität.

Mit der Beschreibung ihres eigenen Stadtdesigns legte Jacobs bereits in den Siebzigerjahren den Grundstein für den sogenannten New Urbanism, der sich ab den Achtzigerjahren gegen die zunehmende Zersiedelung der Städte wandte und stattdessen die heute so angesagten Konzepte wie die „Walkable

München – Dichte, Vielfalt, Design

Legt man Jane Jacobs Ideen über die Ökonomie auf eine Stadt wie München um, wird schnell deutlich, wie perfekt ihr Erklärungsmodell funktioniert.



Da wäre zum einen die Dichte Münchens. Mehr als 4700 Einwohner leben in der bayerischen Landeshauptstadt auf einem Quadratkilometer und weben ein enges Netz sozialer Interaktionen. Das als urbaner Hotspot geltende Berlin kommt dagegen nur auf 4100 Einwohner. In Hamburg leben gar nur 2420 Einwohner pro Quadratkilometer.

Mit einem Ausländeranteil von fast 28 Prozent an der Gesamtbevölkerung (Es ist einer der höchsten Anteile in Deutschland.) bietet München zudem eine breite kulturelle und soziale Vielfalt.

Die wirtschaftliche Vielfalt ist ebenfalls enorm. Neben großen Unternehmen der Automobil- und Hightech-Industrie, der Luft- und Raumfahrt, des Maschinenbaus, der Finanzbranche, der Medien- und Kreativwirtschaft und einem starken Tourismussektor sind in der Stadt auch zahlreiche Hidden-Champions angesiedelt, die dafür sorgen, dass München nicht von einem Wirtschaftszweig allein abhängig ist. Schwächelt eine Branche, springen die anderen ein.

Obwohl München wächst, ist das Münchner Stadtdesign immer noch von einem menschlichen Maßstab durchzogen. Viele Wege lassen sich zu Fuß oder mit dem Fahrrad erledigen. Und auch wenn der ÖPNV zu Stoßzeiten am Anschlag ist, funktioniert er insgesamt besser als in vielen anderen Städten.

Dichte, Vielfalt, Design – kein Wunder, dass München seit Jahren wirtschaftlich so stabil und erfolgreich dasteht.

City – die fußgängerfreundliche Stadt“ des New Urbanism-Pioniers Peter Calthorpe hervorbrachte.

Jan Gehl, der Stadtplaner, der Kopenhagen in den zurückliegenden 30 Jahren wieder in eine „Stadt für Menschen“ verwandelte, bekannte einmal in einem Interview, dass seine Stadt „mehr Jane Jacobs“ gebraucht habe. Wenn Amanda Bearcroft, Leiterin der Abteilung der Stadt- und Wirtschaftsentwicklung in Amsterdam, Bürgern, Politikern, Architekten, Planern und Wirtschaftsvertretern die neuen Richtlinien der Stadtplanung erklärt, wird sie dabei von einer Stoffpuppe mit dem Konterfei Jacobs begleitet, der sogenannten „Amsterdam Jane“. Und wenn in Barcelona mit dem neuen Konzept der sogenannten Superblocks, große Teile der Straße für Autos gesperrt werden, dann geschieht das explizit in Anlehnung an Jacobs Ideen, wie Janet Sanz, Stadträtin für Ökologie, Urbanismus und Mobilität in Barcelona erklärt: „Sie schlug vor, dass wir die Straße der Nachbarschaft zurückgeben müssen. Heute arbeiten wir daran, diese Prämisse umzusetzen.“

Doch Jacobs beeinflusste mit ihren Ideen nicht nur die moderne Vorstellung von Urbanität, sie machte auch unmissverständlich deutlich, dass ein Stadtdesign, welches die sozialen Interaktionen der Menschen während einhegt und hemmt statt sie zu fördern, letztlich zu einem wirtschaftlichen und sozialen Stillstand führt. Sobald eine Stadt ihre urbane Qualität verliert, sobald in einer Stadt keine Vielfalt mehr herrscht und sie nicht dicht genug ist, hören die Ideen der Menschen auf miteinander Sex zu haben – und es werden keine Innovationen mehr in unsere Welt gesetzt. Das ist der Moment, in dem Städte sterben – und mit ihnen ihre Wirtschaftskraft.

WARUM DIE STADT DER URSPRUNG ALLER INNOVATIONEN IST?

Wie ist das damals wohl gelaufen, als in einer Stadt in einem recht fruchtbaren Flecken der Welt der Pflug erfunden wurde?

Vielleicht so: Nachdem ein Bauer seinem Freund, einem Handwerker, mal wieder geklagt hatte, wie schwer seine Arbeit mit der Hacke sei, hatte der Handwerker plötzlich eine Idee und erfand – gemäß den Vorgaben seines Freundes – ein Gerät namens Pflug. Tatsächlich bewährte es sich, sodass die anderen Bauern der Stadt schon bald auch damit arbeiteten und einen beträchtlichen Ernteüberschuss erwirtschafteten, den die Stadt allein nicht verbrauchen konnte.

Also beschlossen die Bewohner der Stadt A, das überschüssige Getreide in der nächsten Stadt B zu verkaufen, wo die Bauern noch ohne Pflug arbeiteten. Gesagt getan. In der Nachbarstadt kaufte man das Getreide, wunderte sich jedoch, warum die Bauern der Stadt A so viel mehr Getreide produzieren konnten als die eigenen. Um dem Geheimnis auf die Spur zu kommen, setzte man sich eines Abends mit dem Unterhändler der Stadt A zusammen und machte seine Zunge mit zwei, drei Bechern Bier gefügig. Nachdem der Unterhändler von der Erfindung nicht nur erzählt hatte, sondern sie auch aufgezeichnet hatte, machten sich die Handwerker der Stadt B daran, ihren Bauern auch solche Pflüge zu bauen. Es dauerte nicht lange und Stadt B






war nicht mehr darauf angewiesen, Getreide aus Stadt A zu kaufen.

Dieses Prinzip nennt man Importersatz. Für die Stadtökonomin Jane Jacobs ist es die Kraft, welche die Wirtschaft grundsätzlich am Laufen hält. Tatsächlich lassen sich in der Geschichte viele Beispiele finden, wie sich die Wirtschaft mittels Importersatz entwickelt hat.

In Tokio etwa wurden Anfang des 19. Jahrhunderts Fahrräder noch komplett importiert. In der Folge entstanden Werkstätten, die sich mit Ersatzteilen aus alten unbrauchbaren Fahrrädern versorgten, um Reparaturen durchzuführen. Als diese Ersatzteile nicht mehr ausreichten, begann man, in einigen Werkstätten die benötigten Ersatzteile selbst herzustellen. Doch dabei blieb es nicht. Durch den ständigen Umgang mit Fahrrädern und ihren Defekten entstanden Fachkenntnisse und Knowhow. Beides führte schließlich zum Aufbau einer eigenen Fahrradproduktion. Fortan war Tokio nicht mehr von Importen abhängig, sondern hatte eine eigene Wertschöpfungskette aufgebaut und seine Wirtschaft erfolgreich innoviert. Der durch die neue Wertschöpfungskette entstandene Wohlstand führte wiederum zu weiteren Investitionen in neue teurere Importe.

Aber kann sich dieser Kreislauf ewig fortspinnen? Dass es möglich ist, dafür spricht die Tatsache, dass Städte eines der ältesten und offensichtlich widerstandsfähigsten Gebilde der Welt sind, >

meist älter als Nationen. Doch natürlich kann die Wirtschaftskraft einer Stadt auch versiegen. Maßgeblich für das wirtschaftliche Gleichgewicht einer Stadtregion sind laut Jacobs fünf Kräfte:

1. der Rohstoffbedarf 
2. der Vorrat an Arbeitsplätzen 
3. Produktivitätssteigerungen 
4. die Auslagerung von Fabrikation 
5. Investitionskapital 

Während eine reine Versorgungsregion vom Export eines Rohstoffes abhängig ist – zum Beispiel Öl –, kann sich eine normal entwickelte Stadtregion ständig erneuern und den Wegfall einer Einnahmequelle ersetzen. Das gleiche gilt für Arbeitsplätze, die durch Produktivitätssteigerungen wegfallen. Wenn eine Arbeit auf dem Land von nur noch drei statt sechs Personen erledigt werden kann, sind die drei Personen, die übrig bleiben, in der Regel arbeitslos. In der Stadt sorgt wiederum der Vorrat an Arbeitsplätzen dafür, dass sich Produktivitätssteigerungen nicht kontraproduktiv auswirken. Auch das Auslagern von Fabriken in eine andere Region ist typisch für wirtschaftlich entwickelte Stadtregionen. Die eigentliche Wertschöpfung findet nämlich nicht in der Produktion statt – diese ist ein bloßer Verwaltungsakt –, sondern bei der Entwicklung eines Produktes, im Aufbau

Kreativität

– eine Gabe der Natur

Zur Kreativität hatte Jane Jacobs eine ganz pragmatische Meinung. Sie war der Ansicht, dass wir Menschen nicht anders können, als kreativ zu sein und neue Dinge zu erfinden.



Wie jedes andere Lebewesen haben wir eine natürliche Gabe mit auf den Weg bekommen – unser Gehirn. So wie Bienen die natürliche Gabe besitzen, Honig zu sammeln oder Ameisen in der Lage sind, eine millionenfache Arbeitsteilung zu organisieren, sind wir Menschen dank unserer Gehirne – die wir nicht selbst erfunden oder gestaltet haben – dazu in der Lage, uns Dinge auszudenken.

von Vertriebs- und Lieferketten oder durch Kundenbeziehungen. Auch Investitionskapital ist nutzlos, wenn es nicht mit einem Netz aus vielfältigen, miteinander verbundenen kreativen Anbietern verknüpft wird. Das ist auch der Grund, warum Subventionen – also staatliches Investitionskapital – oft nicht den erwünschten Effekt haben. Sie alimentieren die Menschen oder Unternehmen lediglich und fließen meist nicht in den Aufbau urbaner Netzwerke, die für eine nachhaltige wirtschaftliche Entwicklung unerlässlich sind.

Es gibt noch weitere Faktoren, die den Wirtschafts- und Innovationskreislauf einer Stadt beeinflussen und sogar ganz zum Stehen bringen können. Etwa die Einschränkung von Unternehmertum oder die Über-spezialisierung, wie man es bei Städten wie Detroit (Automobilindustrie) oder Manchester (Textilindustrie) erlebt hat. Auch das Denken in nationalen Volkswirtschaften mit Zoll- oder Währungsschranken erschwert die wirtschaftliche Entwicklung von Stadtregionen.

Städte, die innovativ und wirtschaftlich dynamisch bleiben wollen, müssen daher kein bestimmtes Ziel oder einen genialen wirtschaftlichen Masterplan haben, sondern vor allem offen und menschlich bleiben.

KANN DAS ENDLICH WEG? DIE STADT ZWISCHEN TRADITION UND ZUKUNFT

Was fängt man mit einer Kirche an, in der niemand mehr betet? Sollte man neben Gebäuden auch Menschen unter Denkmalschutz stellen? Wie bewahrt man altes Wissen davor, verloren zu gehen? Städte sind nicht nur Innovationsmaschinen, sondern auch steingewordene Geschichte. Doch wann muss das Alte dem Neuen in der Stadt Platz machen? Und wann lohnt es sich, das Alte zu bewahren? >

Text
Das
Redaktions-
Team

„Der Kern unserer alten Städte mit ihren Domen und Münstern muss zerschlagen und durch Wolkenkratzer ersetzt werden.“

Le Corbusier



<
 „Man muss sich einen Augenblick einen schwindelerregenden, lächerlichen Turm vorstellen, der wie ein riesiger, düsterer Fabrikschlot Paris überragt, muss sich vorstellen, wie alle unsere Monumente gedemütigt, alle unsere Bauten verkleinert werden, bis sie in diesem Abtraum verschwinden“, so schrieb unter anderem Alexandre Dumas über den 1889 fertig gestellten Eiffelturm. Heute gehört der Turm zum historischen Paris. Und dahinter streckt sich das neue Paris dem Himmel entgegen.

Städte sind ein Mysterium. Bereits seit hunderten Jahren spazieren Menschen auf der Straße Unter den Linden in Berlin, entlang der Fifth Avenue in New York, auf der Rambla in Barcelona oder die Avenue des Champs-Élysées in Paris. Über all die Jahrzehnte sind die Straßen dieselben geblieben. Für die Stadt um all diese Straßen herum und für die Menschen gilt das jedoch nicht. Obwohl sich Städte permanent verändern und erneuern, bleiben sie uns in ihrem Wesen stets seltsam vertraut. Warum ist das so? Warum fühlen sich Städte immer so sehr viel größer an als der Augenblick?

Vielleicht liegt es daran, dass in den Straßen einer Stadt in jedem Moment drei unterschiedliche Zeitdimensionen aufeinandertreffen. Während sich die Geschichte in historischen Gebäuden und Denkmälern allgegenwärtig spiegelt, bewegt die Gegenwart

Menschen und Waren durch die Stadt. Und die Zukunft? Manifestiert sich bereits in den Entscheidungen, welche die Menschen alltäglich treffen.

Simone Laube kann sich an den Tag, an dem sie eine Entscheidung traf, die ihre Heimatstadt Mönchengladbach und ihr eigenes Leben radikal verändern sollte, noch gut erinnern. Die gelernte Zahntechnikerin saß 2007 im Auto und hörte in einem Radiobericht, dass in der Pfarrkirche St. Peter im Stadtteil Waldhausen der letzte Gottesdienst stattfinden und die Kirche danach geschlossen werden würde. Die in der Kirche beheimatete Gemeinde war über die Jahre zu klein geworden. Laube kannte die Kirche und hatte von jetzt auf gleich eine außergewöhnliche Idee. „Ich wollte aus der Kirche eine Kletterhalle machen.“ Sie selbst war durch ihre Höhenangst zum Klettern gekommen und hatte durch spezielle Kurse ihre Angst überwunden und das Klettern seitdem liebgewonnen. Doch

die Angebote für Kletterer in ihrer Heimatstadt waren eher dürftig. Warum also nicht aus einer alten Kirche eine neue Kletterhalle machen?

Die architektonischen Voraussetzungen dafür stimmten, da St. Peter nicht verwinkelt, sondern sehr gerade gebaut ist. Die Idee ließ Laube nicht los, also wandte sie sich – mittlerweile unterstützt von Klaus Fasbender, einem guten Freund und Kletterkollegen – an die Pfarre und trug ihr Anliegen vor. „Die Reaktion war Totenstille“, erinnert sich Laube. Man riet ihr, sich ans Verwaltungszentrum zu wenden. „Die Reaktion dort war wieder Totenstille.“

Laube wurde ans Bistum Aachen verwiesen. Von dort schickte man sie zurück an die Pfarrei. Manch anderer hätte an dieser Stelle wohl bereits aufgegeben. Eine Kirche als Kletterhalle!? Ein bisschen verrückt ist die Idee ja schon. Doch Laube ließ nicht locker. Sie warb gemeinsam mit Fasbender auch >

beim neuen Pfarrer und dem Kirchenvorstand für ihre Idee. „Die dachten, da kommen zwei Geschäftsleute mit einer Powerpoint-Präsentation. Aber das waren wir nicht. Wir haben dem Kirchenvorstand gesagt, dass wir eine Idee für die Kirche haben, aber Hilfe brauchen.“ Laube und Fasbender schwebte kein durchorganisierter, durchkommerzialisierter Ort vor, sondern ein Ort der Begegnung, des Miteinanders, ein Ort für Familien, ein Ort, an dem Menschen lernen, Vertrauen aufzubauen, loszulassen und aufeinander aufzupassen. „Beim Klettern geht es nicht darum, wer den Ball ins Tor schießt“, sagt Simone Laube.

Als Laube und Fasbender ihre Pläne schließlich auf einer Gemeinderatsversammlung vorstellen sollten, war der Saal brechend voll. Die Stimmung in der Gemeinde schwankte zwischen Anspannung, Ablehnung, Empörung und Neugierde. Laube konnte die starken Emotionen gut nachvollziehen. „In den Augen einiger wollten wir denen die Kirche wegnehmen. Das war ein schmaler Grat.“ Statt über die konkreten Umbaupläne redete Laube lieber erst einmal übers Klettern. Darüber, was es ihr bedeutet. Dass es egal sei, wer sich da eine Wand emporkämpft. Das könne ein Doktor oder eine Putzfrau sein. „Am Seil ist jeder nur ein Mensch.“ Gleich verwundbar, wenn er nicht ausreichend von einem Partner gesichert ist.

In der Diskussion mit den Gemeindemitgliedern erinnert sich Laube an einen älteren Mann. Er war schon Messdiener in St. Peter.

Kletterwände in seiner Kirche? Das war für ihn unvorstellbar. Die Stimmung schlug erst zugunsten Laubes und Fasbenders um, als sich eine alte Dame zu Wort meldete. Sie war um die 80 Jahre alt. Sie verwies darauf, dass St. Peter schon Kriege überstanden habe. Doch jetzt könne die Kirche auch ganz ohne Krieg verschwinden. Man habe die Wahl. Entweder werde etwas für die Kirche unternommen oder man könne in den kommenden Jahren dabei zuschauen, wie das Gebäude nach und nach zerfällt.

Wer St. Peter heute, viele Jahre später betritt, findet sich in der wohl außergewöhnlichsten Kletterhalle Deutschlands wieder. Die Gastronomie, die Information und das Check-in sind aus alten Kirchenbänken gebaut. Im Eingangsbereich findet sich noch immer ein Teil des Altars. Das Taufbecken mit dem kleinen Eisentörchen ist auch noch da, ebenso wie die Seitenaltäre. Durch sechs Kirchenfenster fällt helles Tageslicht in die Halle. Man sieht alte Schwalbennester, Kreuze und Kerzenhalter. An einigen Wänden hängen Bilder von alten Pastoren oder Abbildungen von St. Peter aus früheren Tagen. „Wir haben ganz bewusst das Alte mit dem Neuen verbunden“, sagt

Simone Laube. Gegenüber der Kirche ist ein Altersheim. „Die alten Damen gehen gern nebenan ins Kirchencafé. Zwischendurch schauen sie auch mal bei uns vorbei.“ An den Wochenenden sieht man in St. Peter viele Familien miteinander klettern. „Kaum eine Halle hat so viele Kinder, wie wir“, freut sich Laube. Ihr Konzept ist aufgegangen. Dank ihrer Idee und ihrem Einsatz ist St. Peter ein lebendiger Ort geblieben.

Für Generalkonservator Mathias Pfeil ist es nur eine Frage der Zeit, bis das Thema Kirchengenutzung auch in München stärker durchschlagen wird. Schon jetzt ist der Leiter des Bayerischen Landesamts für Denkmalpflege regelmäßig mit den Landeskirchen in Gesprächen, um sich darüber auszutauschen, wie man die Zukunft leerstehender Kirchen gestalten kann. Vor allem die evangelische Kirche hat sich bereits klar für eine Nutzungserweiterung von Kirchengebäuden ausgesprochen, so dass diese erweitert, verändert und angepasst werden können. „Nehmen wir zum Beispiel die Evangeliumskirche im Hasenberg aus den Sechzigerjahren. Durch den Rückgang der >

„History is not the past. It is the present. We carry our history with us. We are our history.“

James Baldwin, Schriftsteller



<>

Dem Himmel entgegen geht es noch immer in der zur Kletterhalle umfunktionierten Pfarrkirche St. Peter in Mönchengladbach

„Wenige Schöpfungen des Menschen sind so dauerhaft wie das Layout von Städten. Gebäude werden errichtet, erneuert, verändert, abgerissen oder ersetzt, der Grundriss von Städten aber kann über Jahrhunderte und Jahrtausende erhalten bleiben.“

Michael Wegener, Stadt und Regionalforscher



<
 Fragmente der Stadtgeschichte am Marienhof.
 Was ist uns unsere
 Vergangenheit wert?

Gemeindemitglieder war der Kirchenraum mit den Jahren viel zu groß geworden. Also hat man ihn vorletztes Jahr durch einen Einbau mit Räumen für die Diakonie verkleinert“, erklärt Pfeil. Da die Evangeliumskirche auf der Liste für Baudenkmäler steht, haben er und seine Behörde die Umbaumaßnahmen begleitet. „In der Regel geschieht das sehr einvernehmlich.“

Rund 7000 Gebäude stehen in München unter Denkmalschutz. Das sind vier Prozent des gesamten baulichen Bestands. „Für eine Stadt mit historischer Bausubstanz ist das normal“, erklärt Generalkonservator Pfeil. In ganz Bayern läge der Durchschnitt an denkmalgeschützten Gebäuden bei etwa anderthalb Prozent. Doch was genau macht ein Gebäude zum Denkmal? Warum sind manche erhaltenswert und andere nicht? Diese Fragen

regelt das Denkmalschutzgesetz. In Artikel 1 heißt es dort: „Denkmäler sind von Menschen geschaffene Sachen oder Teile davon aus vergangener Zeit, deren Erhaltung wegen ihrer geschichtlichen, künstlerischen, städtebaulichen, wissenschaftlichen oder volksculturellen Bedeutung im Interesse der Allgemeinheit liegt.“ „Unsere Aufgabe ist es zu prüfen, ob ein Gebäude diese Kriterien erfüllt“, sagt Pfeil. Nicht mehr und nicht weniger.

Doch wozu braucht eine Stadt überhaupt Denkmäler? Warum ist es gut, an alten Gebäuden festzuhalten? „In der Regel sind Denkmäler Gebäude, die etwas Besonderes darstellen, die uns Geschichten erzählen über unsere Vergangenheit, über das, was letztlich das Besondere an der Gesellschaft ist. Denkmalgeschützte Gebäude sind meist auch diejenigen, die die Stadtsilhouette prägen. Sie haben einen großen Wiedererkennungseffekt“, erklärt Pfeil, und fügt hinzu: „Letztlich gehören diese Gebäude auch zu dem, was Heimat ausmacht.“ Gäbe es ohne Denkmalschutz etwa keine Heimat? „Das ist sehr verknappend formuliert“, findet Pfeil. „Aber ja, Denkmalschutz ist ein Teil von Heimat. Es geht bei unserer Arbeit auch um Identität. Wenn wir

ein Denkmal betrachten, sehen wir uns selbst in der Geschichte und ihrer Fortführung.“

Heimat? Vielleicht ist das tatsächlich der Grund, warum das Thema Denkmalschutz niemanden kaltlässt und bei den Bürgern immer wieder für starke Emotionen sorgt. Etwa als 2017 in München-Giesing das unter Denkmalschutz stehende „Uhrmacherhäusl“ zerstört wurde – vermutlich, um Platz für einen renditeträchtigeren Bau zu erzwingen. Pfeil ist mit dem Fall, der noch immer die Gerichte beschäftigt, natürlich vertraut. Den Unmut der Bürgerschaft diesbezüglich kann er nachvollziehen: „Der Bagger, der vor dem Häuschen stand, war größer als das Haus. Was sollte er überhaupt dort?“ Schließlich hätte es bereits einen genehmigten denkmalgeschützten Sanierungsplan für das „Uhrmacherhäusl“ gegeben.

Doch die Denkmalschützer erfahren nicht immer nur Zuspruch. Gegenwind ist ebenfalls Teil der konservatorischen Arbeit. „Wir sind eine Behörde, die nicht nur Freunde hat“, ist sich Pfeil bewusst. Vor allem, wenn Eingriffe ins persönliche Eigentumsrecht nötig werden, sind manchmal hitzige Auseinandersetzungen die Folge. „Natürlich gibt es immer einen Spielraum, >

wie man Artikel 1 des Denkmalschutzgesetzes interpretiert. Unsere Entscheidungen müssen jedoch immer gerichts-fest sein.“

Streift man durch die Liste der Münchner Baudenkmäler, findet man dort nicht nur jahrhundertealte Gebäude, sondern auch modernere Bauten, wie zum Beispiel Münchens berühmtestes Restaurant, das Tantris. Merkwürdig!? Nicht für Mathias Pfeil: „Sie können im Tantris erstmal gut essen, aber Sie erleben dort auch ein Gebäude aus den Siebzigerjahren, dessen Außen- und Innenhülle diese Zeit so sprechend wiedererleben lässt, dass es etwas Besonderes ist.“ Glaubt Pfeil, dass das Tantris auch in 100 Jahren noch ein Denkmal sein wird? „Das müssen Sie meine Amtsnachfolger fragen“, erklärt der Generalkonservator lachend. „Natürlich ändern sich Dinge. Natürlich ändert sich auch der Erhaltungszustand eines Gebäudes. Persönlich denke ich, dass das Tantris im Jahr 2100 sogar noch viel stärker als etwas Besonders empfunden wird als heute. Die überlieferten Reste einer Zeit werden ja immer seltener.“ Bedauert Pfeil diese Entwicklung? „Nein. Ich bin kein Nostalgiker. Sehen Sie, ich bin in Schwabing aufgewachsen, und ein Gebäude, dass mich damals

sehr beeindruckt hat, war das Schwabylon. Und dieses Gebäude, wenn es überlebt hätte, wäre heute definitiv ein Denkmal. Es hat aber nicht überlebt. Das heißt, es hat die Phase, in der man aus der Retrospektive auf dieses Gebäude hätte schauen können, gar nicht erlebt.“ Und dann sagt Pfeil einen Satz, der nachdenklich macht, weil einen das Gefühl beschleicht, dass er an dieser Stelle nicht nur von Denkmälern redet: „Ein Denkmal muss seine erste Lebensphase durchlebt haben. Dann erst spürt man, was daran qualitativ ist.“

Harald Stegen ist Porsche-Fan. Umso überraschter war er, als er Ende der Neunzigerjahre feststellte, dass kaum jemand mehr die legendären Diesel-Traktoren kennt, die Porsche bis 1963 gebaut hat. Weder bei den Fans der Marke Porsche noch in der Oldtimerszene waren die Traktoren bekannt. Auf seinen Ausfahrten mit dem alten Porsche-Diesel-Traktor

vom Hof seiner Familie merkte Stegen jedoch, dass der knallrote Traktor mit der unverkennbaren runden Haube in den Menschen noch immer etwas auslöst. „Die Leute bleiben immer wieder stehen, schauen und winken“, sagt Stegen und hatte eine Idee.

Um möglichst viele der außergewöhnlichen Traktoren vor dem Verrosteten und Vergessen zu bewahren, gründete er einen Verein, den Porsche-Diesel-Club-Europa. Und dann kam eines zum anderen. „Eines Tages bekam ich den Anruf eines Lehrers aus dem Saarland. Einer seiner Schüler hatte einen Traktor von seinem Großvater geschenkt bekommen. Und den wollten die Schüler restaurieren. Sie wussten aber nicht, wie das geht. Daher fragten sie uns, ob wir sie nicht mit Anleitungen und Plänen unterstützen können.“ Harald Stegen besorgte nicht nur die benötigten Handbücher, sondern fand im Porsche-Diesel-Club auch noch einen technischen Berater, der die Schüler bei der Restauration

des Traktors unterstützte. Und dann hatte Stegen noch einen Geistesblitz. Wäre es nicht eine wunderbare Idee, wenn es nicht nur gelänge, das Andenken der Traktoren zu bewahren, sondern jungen Menschen beizubringen, wie man die Maschinen wieder instand setzt und restauriert? „Die praktische Intelligenz wird in unseren Schulen in Deutschland kaum noch gefördert. Dabei geht so viel Wissen verloren oder wird gar nicht erst aufgebaut“, bedauert Stegen. Mit dem „Projekt Porsche Junior“ wollte Stegen genau das jedoch ändern.

Anfangs stellten noch Clubmitglieder ihre Traktoren für das Projekt zur Verfügung. Später wurden am Projekt teilnehmende Schulen mit eigens vom Verein aufgekauften Traktoren versorgt. In den 13 Jahren, in denen das Projekt mittlerweile läuft, haben zwischen 5000 und 6000 Kindern an den alten Traktoren geschraubt und unter anderem gelernt, Pumpen und Kolben am Motor zu unterscheiden. Während >

▼
Neues Leben für alte Traktoren?





*STRASSEN SIND
DER RAUM,
WO GESELLSCHAFT
GEMACHT WIRD.*

eeMobility GmbH
Landwehrstraße 60-62
80336 München
Vertretungsberechtigte
Geschäftsführer
Klaus Huber, Robin Geisler,
Günter Fuhrmann

eeMobility bietet nicht nur Ladelösungen für elektrische Dienstflotten. Als Stromlieferant arbeitet eeMobility an der netzseitigen Energieoptimierung. Die Elektrofahrzeuge werden dafür zukünftig zu Off-Peak-Zeiten anstatt direkt nach Feierabend geladen. Diese Umstellung entlastet das Stromnetz und bringt die Kopplung von Strom- und Mobilitätssektor auf die nächste Stufe. *Pioneering Smarter Energy!*

#echtneubewegt eeFlatNeo

 ee mobility
ee-mobility.com

in manchen Schulen in den eigens eingerichteten Arbeitsgemeinschaften einmal in der Woche am Traktor gewerkelt wird, gibt es Jugendliche, die sich fast jeden Nachmittag in der Werkstatt einfinden. „Die sind wirklich mit Leib und Seele dabei“, weiß Stegen. Wenn die Restauration abgeschlossen ist, bekommen alle Teilnehmer des Projekts Porsche Junior ein Zertifikat. Manchen hilft das sogar bei der Berufsausbildung. Stolz erzählt Stegen von einem Fall, in dem 28 Jugendliche dank ihrer Qualifikation durch das Projekt nach der Schule doch noch den Sprung in die Lehre geschafft haben, statt in Hartz-4 abzurutschen. Als der Landrat im betreffenden Landkreis von der Geschichte hörte, stattete er die Schule daraufhin mit einer richtigen, größeren Werkstatt aus, damit das Projekt weiterhin Früchte tragen konnte. „Diese Investition, sagte mir der Landrat, kostet weniger Geld, als jahrelang Hartz-4 zu finanzieren.“

Vor allem Kinder, die sich in der Schule mit dem theorielastigen Stoff schwertun, blühen im Projekt Porsche Junior auf. „Sie erfahren dort Anerkennung, erleben Erfolge. Das baut sie auf.“ Und noch ein Aspekt des Projektes hebt Stegen hervor. „Wir haben zum Beispiel eine Berufsschule in Nordfriesland, da gibt es einen Lehrer, der früher Kfz-Meister war. Zusätzlich wird der noch unterstützt von einem pensionierten Landmaschinenschlosser aus dem Porsche-Diesel-Club, der bei besonders kniffligen Fragen helfen kann. Wir merken das immer wieder, dass das eine tolle Symbiose ist, wenn

Alt und Jung beim Schrauben an den Traktoren zusammenkommen. Die Älteren haben in der Regel die Ruhe weg und kommen auch mit schwierigeren Schülern sehr gut klar.“

Die Schule in Nordfriesland schafft mittlerweile jedes Jahr einen Traktor zu restaurieren. „Die Schüler halten zudem jeden Arbeitsschritt fest und dokumentieren ihn.“ Das Ergebnis sind Traktoren, die nach der Restauration das Wertgutachten 1a erhalten. „Die sind besser, als sie aus dem Werk gekommen sind.“ Und so faszinierend, dass sich bei den großen Ausfahrten des Porsche-Diesel-Clubs in ganz Europa immer wieder tausende Menschen am Straßenrand einfinden und die Traktoren bestaunen, die Harald Stegen vor dem Vergessen bewahrt hat. Und wer weiß, vielleicht wird ja eines Tages einer der Jugendlichen, der vor ein paar Jahren dank ihm an einem alten Porsche-Diesel-Traktor

geschraubt hat, seine Arbeit fortsetzen.

Jeden Tag treffen in der Stadt die Geschichte, die Gegenwart und die Zukunft aufeinander. Das Neue trifft auf das Alte. Und jeden Tag treffen Menschen Entscheidungen, die die Stadt und das Leben verändern. Die Geschichten von Simone Laube, Günter Pfeil oder Harald Stegen zeigen jedoch, dass das Alte nicht zwangsläufig zerstört werden muss, um dem Neuen Platz zu machen, sondern dass aus dem Alten Neues entstehen kann, dass das Alte im Neuen fortleben kann.



^
Das "alte" WERK3 aus dem Jahr 1967 – damals noch Knödelfabrik, neben dem neuen WERK3 – heute eine Kreativfabrik.

**URBAN
MOBIL
ERFRISCHEND
GUT**



ALT VS. NEU

Wir sprechen mit einem Business-Angel, einem Umwelt-Pionier, einem Morgenstadt-Planer, einem Energie- und Mobilitätsexperten sowie mit einem Klassikfan und einer Orchestermusikerin über die spannungsreiche Beziehung von Altem und Neuen in der Stadt und in unserer Gesellschaft

>

Interviews
Das
Redaktions-
Team

DER BUSINESS ANGEL

„Ich investiere in erster Linie in Menschen“



Daniel Gutenberg ist Business Angel. Sein Job ist es, Innovationen, welche die Märkte und die Gesellschaft verändern können, so früh wie möglich zu erkennen. Und darin ist er ziemlich gut. Der Schweizer investierte zum Beispiel sehr früh in Unternehmen wie Netscape und Facebook, oder aber in das damalige Start-Up Mobileye, dessen Fahrassistenzsysteme heute bereits von mehr als zwei Dutzend Autoherstellern genutzt werden, und dem am ehesten zugetraut wird, den absoluten Durchbruch beim autonomen Fahren zu schaffen. 2017 kaufte Intel das israelische Unternehmen für 15 Milliarden US-Dollar.

Herr Gutenberg, Sie schauen sich jedes Jahr 700 Start-Ups an. In etwa fünf investieren Sie. Was unterscheidet diese fünf Unternehmen von den anderen?

Die Menschen. Ich investiere in erster Linie nicht in Produkte, sondern in Menschen. Ich schaue mir den CEO und den Co-CEO genau an. Das steht immer an erster Stelle: Das Gründerteam muss mich überzeugen. Erst an zweiter Stelle kommt das Produkt.

Was zeichnet erfolgreiche Gründer aus?

Sie müssen hungrig und wirklich bereit sein, für ihre Idee ins Risiko zu gehen. Es gibt zudem Harvard-Studien, die besagen, dass mehrere Gründer in der Regel erfolgreicher sind als Einzelgründer. Außerdem hilft es, wenn das Gründerteam möglichst heterogen ist, die Mitglieder also aus unterschiedlichen Fachbereichen kommen. Diese Studien sind für mich jedoch kein K.O.-Kriterium. Ich würde auch in einen Einzelgründer investieren, wenn der Rest stimmt.

Vorausgesetzt das Team hat Sie überzeugt: Was muss ein Produkt oder eine Innovation haben, damit Sie daran interessiert sind?

Das Produkt muss ein Quantensprung sein. Es reicht nicht, dass ein Produkt zehn, 50 oder 80 Prozent besser ist als bestehende Produkte.

Woran machen Sie den Quantensprung fest? Ist es Bauchgefühl? Oder Erfahrung?

Das spielt beides durchaus eine Rolle. Aber eine ganz wichtige Frage lautet für mich immer: Will ich das Produkt haben? Würde ich, wenn es das Produkte heute schon gäbe, dafür Geld ausgeben? So war es zum Beispiel auch bei Mobileye. Würde mir jemand ein autonom fahrendes Auto anbieten, würde ich es sofort kaufen.

Welche Rolle spielen ethische Werte bei Ihren Investitionsentscheidungen?

Sie sind wichtig. Ich versuche zum Beispiel möglichst, in klimafreundliche Innovation zu investieren. Ein Verbrennungsmotor, der 50 Prozent effektiver oder





^
Wo immer Menschen zusammenkommen entstehen neue Ideen und neue Möglichkeiten. Hier auf einem Netzwerk-Event im WERK1

günstiger ist, würde mich nicht interessieren. Da sind eine neue Solartechnologie oder die Elektromobilität spannender.

Wie finden Sie die 700 Start-Ups eigentlich?

Etwa 500 Unternehmen kommen von sich aus auf mich zu. Etwa 100 Unternehmen lerne ich durch meine Jury-Mitgliedschaften in verschiedenen Businessplanwettbewerben kennen. 50 bis 70 Firmen kommen aus meinem Netzwerk. Das können zum Beispiel Ausgründungen aus Unternehmen sein, in die ich früher bereits investiert hatte. Und beim verbleibenden Rest frage ich aktiv bei den Firmen an, ob die Möglichkeit besteht, mit ihnen zusammenzuarbeiten. Da kann es wirklich vorkommen, dass ich etwas über ein Unternehmen lese und mich eine Idee nicht mehr loslässt. Von Netscape habe ich zum Beispiel aus der Zeitung erfahren, den Artikel herausgerissen und dem Unternehmen einen Brief geschrieben. E-Mail gab es damals noch nicht.

Im Moment redet alle Welt von der Start-Up-Nation Israel. Was macht die Start-Up-Kultur dort so besonders?

Da sehe ich zwei Faktoren. Erstens die Mentalität der Menschen, die wirklich die ganze Welt und nicht nur die eigene Nachbarschaft zu einem besseren Platz machen wollen. Und zweitens gibt es in Israel ganz andere Führungsstrukturen, als wie wir sie gewohnt sind. Als Chef in der Schweiz – und ich denke, das gilt auch für Deutschland – begegnen einem die Angestellten mit einem gewissen Respekt. In Israel ist das nicht unbedingt der Fall. Dort passiert es viel eher, dass Angestellte ihren Chef hinterfragen und er immer wieder unter Beweis stellen muss, warum er der Chef ist und nicht umgekehrt. Das hilft den Chefs auf dem Boden zu bleiben, ermöglicht aber auch eine andere innovationsfreundlichere Arbeitskultur.

Warum braucht es eigentlich Start-Ups, um die Welt zu verändern?

Warum tun sich große Konzerne, die über viel mehr finanzielle Ressourcen und ein enormes Knowhow verfügen, mit Innovationen so schwer?

Sie müssen sich einen großen Konzern wie einen menschlichen Körper vorstellen, der perfekt funktioniert. Wird so ein Körper mit einer Innovation konfrontiert, nimmt er diese als Eindringling wahr, der das bestehende System gefährdet. Also aktiviert er sofort alle Abwehrkräfte, um den Eindringling abzutöten. Aus einem ganz ähnlichen Grund spielen daher auch Emigranten in der Start-Up-Szene immer wieder eine so wichtige Rolle. Sie kommen in ein Land und sehen dort Lücken und Möglichkeiten, die diejenigen, die dort aufgewachsen sind, nicht sehen, weil sie zu sehr an den IST-Zustand gewohnt sind.

Werden wir also in Zukunft tatsächlich auch den Niedergang von Google und Co. erleben? Groß genug dürften die meisten Silicon-Valley-Giganten ja bereits sein?

Natürlich. Ich denke, dass für diese Unternehmen jedoch noch eine ganz andere Gefahr besteht. Es kann nicht sein, dass wir derzeit zwei Internetkonzerne fast das komplette Werbebudget der Welt auf sich konzentrieren. In meinen Augen ist es nicht die Frage, ob hier regulatorisch eingegriffen werden muss, sondern die Frage ist nur noch, wann genau das passieren wird.

Von welchen Innovationen, die die Allgemeinheit noch nicht auf dem Schirm hat, versprechen Sie sich in den kommenden Jahren einen besonderen gesellschaftlichen Impact?

Ich denke, dass die Lieferung von Produkten mit Drohnen sehr wichtig werden wird. Ich denke auch, dass das Thema Kryptowährungen noch immer unterschätzt wird. Und das autonom fahrende Auto wird schneller kommen, als viele denken. Das werden wir alle noch erleben.

DIE UMWELT-PIONIERIN

„Die Nachfrage ist die einzige Kraft, der die Industrie immer folgen muss“



Das Familienunternehmen Werner & Mertz aus Mainz ist einer der wichtigsten und konsequentesten Innovatoren beim Recycling von Altplastik.

2019 wurde das Unternehmen für sein nachhaltiges Engagement von Bundespräsident Walter Steinmeier mit dem Umweltpreis ausgezeichnet.

Wir sprachen mit Birgitta Schenz, Leiterin der Unternehmenskommunikation bei Werner & Mertz, über die Widerstände, die das Unternehmen überwinden musste, den Ausgleich wirtschaftlicher Nachteile und darüber, warum beim Thema Plastikrecycling längst mehr möglich wäre – mit den entsprechenden Rahmenbedingungen

Werner & Mertz ist ein unternehmerischer Vordenker in Sachen Nachhaltigkeit. Woher kommen der Antrieb und die Überzeugung, diesen Weg zu gehen? Welche Widerstände musste das Unternehmen überwinden?

Wir sind ein Familienunternehmen mit Haltung: Wir können Nachhaltigkeit langfristig und ganzheitlich denken. Lange Planungshorizonte statt dem Zwang zu kurzfristigen Umsatzerlösen unterscheiden uns von börsennotierten Unternehmen.

Die Fragen nach sinnstiftender Arbeit jenseits des ökonomischen Aspekts und dem Beitrag von Unternehmen zum Erhalt des Planeten gewinnen in der Wahrnehmung der jüngeren Generation immer mehr an Wert – eine Entwicklung, die wir sehr begrüßen. Unsere ganzheitlich-nachhaltige Ausrichtung ist sowohl für Mitarbeiter als auch für Bewerber oft der ausschlaggebende Aspekt, um bei Werner & Mertz arbeiten zu wollen.

Werner & Mertz hat 2012 ein eigenes Verfahren entwickelt, Plastikmüll aufzubereiten und wieder zu verwerten. Es ist die Grundlage dafür, dass Sie heute Ihre gesamte Produktion in Behältnisse aus recyceltem Plastik füllen können. Diese Technologie haben Sie nicht etwa patentiert, sondern offen zur Verfügung gestellt. Gibt es bereits Nachahmer? Wissen Sie von Unternehmen, die Ihre Technologie ebenfalls nutzen?

Tatsächlich haben wir unsere Recyclat-Initiative bewusst als Open-Innovation angelegt, denn nur wenn sich viele an der Kreislaufwirtschaft beteiligen, wird die Verwendung von Altplastik aus den haushaltsnahen Sammlungen wirtschaftlich und damit massentauglich. Dazu gehört sowohl der Ausbau der Technologie als auch die Verfügbarkeit von Sekundärrohstoffen. Deshalb treten wir aktiv in der Öffentlichkeit für die Belange der Recyclat-Initiative auf und suchen den Kontakt zur Industrie und der Politik. Viele honorieren unser nachhaltiges Engagement und geben Zuspruch. Leider ergreifen unsere Mitbewerber aber noch nicht die notwendigen Maßnahmen, dies auch in ihrem Unternehmen

umzusetzen. Daher sehen wir noch viel Handlungsbedarf, um in Deutschland eine funktionierende Kreislaufwirtschaft bei Kunststoffverpackungen zu etablieren.

Wie hoch ist der Kostennachteil des von Ihnen entwickelten Verfahrens?

Die Verwendung von Altplastik aus der Quelle Gelber Sack ist – zumindest momentan – ca. zehn Prozent teurer als der Einsatz von Altplastik aus der Pfandflaschensammlung (Bottle to Bottle). Am günstigsten ist leider nach wie vor Neuware aus Rohöl ohne recyceltes Material. Unsere transparenten PET-Flaschen bestehen bereits aus 100 Prozent Altplastik aus haushaltsnahen Sammlungen – zurzeit aus 80 Prozent Altplastik aus der Pfandflaschensammlung und 20 Prozent aus der Quelle Gelber Sack.

Könnte die Recycling-Quote aus dem Gelben Sack höher sein? Was würde benötigt, um die Recycling-Quote zu erhöhen?

Technisch könnten wir den Anteil von rPET aus dem Gelben Sack bereits auf 40 Prozent steigern, doch das ist momentan wirtschaftlich nicht tragbar. Wir hoffen, dass in Zukunft die Nachfrage nach Recyclat aus der Quelle Gelber Sack steigt, so dass mehr in Sortieranlagen investiert werden kann und letztendlich die Kosten für Regranulate sinken. Dann könnten auch wir unseren Anteil an Recyclat aus dem Gelben Sack erhöhen.

Momentan werden leider immer noch über 50 Prozent der eingesammelten Kunststoffe verbrannt! Das muss sich dringend bessern. Die Verbraucher erwarten zu Recht, dass ihr Einsatz bei der Trennung im Haushalt ein sinnvoller Beitrag zum Schutz der Umwelt ist und Altplastik dementsprechend wieder hochwertig recycelt und im Kreislauf gehalten wird.

Um einen wirksamen Beitrag zu einer hochwertigen Kreislaufführung von Verpackungsabfällen im Allgemeinen und Kunststoffen im Besonderen zu leisten, ist das 2019 in Kraft getretene Verpackungsgesetz (VerpackG) der erste wichtige Schritt: Es sieht unter anderem deutlich höhere Recyclingquoten für Kunststoffe vor und soll auch die Nutzung von Recyclaten bei Verpackungen incentivieren.

Beides begrüßen wir sehr, da wir für die Weiterentwicklung der Kreislaufwirtschaft einen klaren gesetzlichen Rahmen benötigen. Leider ist die Bilanz bzgl. der Umsetzung des Gesetzes nach einem Jahr ernüchternd: Die angestrebten Recyclingquoten werden bei Weitem nicht erreicht. Deshalb fordern wir, dass die Verfehlung von Mindestzielen zukünftig konsequent geahndet wird.

Während Ihre Recyclat-Verpackung in den USA lebensmitteltauglich ist, ist der Einsatz in Europa als Lebensmittelverpackung verboten. Warum?

Laut den Richtlinien der amerikanischen FDA (Food Drug Administration) wären unsere Verpackungen mit Recyclat aus dem Gelben Sack lebensmitteltauglich, laut der europäischen Behörde für Lebensmittelsicherheit EFSA dürfen sie aber nicht für Lebensmittel eingesetzt werden, weil hier eine 95/5-Regel gilt (95 Prozent Lebensmittelverpackungen müssen im Wertstoffstrom sein, fünf Prozent non-food). Wir setzen uns dafür ein, dass die EFSA von dieser Position abrückt und aus recyceltem non-food PET ohne Einschränkungen Lebensmittelverpackungen hergestellt werden dürfen. Für den Kosmetikbereich ist uns das bereits gelungen: Bei unseren Duschgelverpackungen aus Altplastik haben wir uns von unabhängigen Gutachtern den unbedenklichen und sicheren Einsatz nachweisen lassen. Seit dem 1. Mai 2019 sind unsere Duschgelflaschen von Frosch Senses mit 100 Prozent recyceltem HDPE aus der Quelle Gelber Sack gefertigt – die erste Verpackung mit 100 Prozent HDPE Post Consumer Recyclat (PCR) aus dem Gelben Sack, die für den Kosmetikbereich Verwendung findet.

Es gibt Politiker, die sagen, dass der Markt durch die Entwicklung neuer nachhaltiger Technologien die meisten Umweltprobleme von allein lösen würde, ohne, dass es größerer staatlicher Eingriffe oder Vorschriften bedarf. Teilen Sie diese Ansicht?

Unsere jüngsten Erfahrungen bezüglich der Umsetzung der vorgeschriebenen Recyclingquoten zeigen, dass es ohne staatliche Eingriffe und Vorschriften

nicht funktioniert. In der Politik, bei Parteien und NGOs muss das Thema Kreislaufwirtschaft angegangen werden, nicht nur, um endlich ein Handeln zu erwirken, sondern auch um mehr Öffentlichkeit zu gewinnen. In der medialen Öffentlichkeit sind die Themen Kunststoffrecycling und nachhaltiges Kreislaufwirtschaften noch nicht vollständig angekommen, die Medien konzentrieren sich häufig lieber auf sichtbare, aber kurzlebige Aktionen wie beispielsweise Müllsammlungen am und im Meer, aber nicht auf das Recycling. Hier wird der Symptombekämpfung medial viel mehr Aufmerksamkeit geschenkt, als der notwendigen Ursachenlösung: Der Kreislaufführung von Plastik.

Ihre neu entwickelte nachhaltige Technologie ist seit einigen Jahren vorhanden und jeder, der will, kann Sie nutzen: Warum hat Ihr Verfahren noch keine größere Verbreitung erfahren? Gäbe es eine politische Handhabe, mit der die Verbreitung der von Ihnen entwickelten Technologie vorgebracht werden könnte?

Zum einen sollte nur das Recyclat genannt werden, was vom Verbraucher als sogenanntes Post-Consumer Recyclat über den Gelben Sack zurückgeholt wird. Solange Unternehmen Industriezyklate als Recyclat ausloben und damit höhere Recyclingquoten vorgegaukelt werden, täuscht das zum einen die Verbraucher und hilft zum anderen der Umwelt nicht weiter. Auf diese klare Definition warten wir bis zum heutigen Tag. Darüber hinaus sind zur Überwindung der ‚Anlaufschwierigkeiten‘, mit denen fast jeder neue Markt konfrontiert ist, vorübergehende wirksame Incentivierungen nötig. Das Verpackungsgesetz sieht diese zwar grundsätzlich vor, doch das Ausmaß und die Zeit der Umsetzung ist bisher nicht festgelegt. Auch die Gegenfinanzierung dieser Incentives ist leider nicht geklärt. Hier müsste die Regierung klare Vorgaben schaffen.

War es schwer, für die Entwicklung des Verfahrens geeignete Experten zu finden, die Ihre „nachhaltige Denke“ teilen? Wie groß waren die

Widerstände im Unternehmen selbst?

Unser Inhaber Reinhard Schneider hat sich bewusst dazu entschieden, unserer Produktverantwortung weit über dem gesetzlichen Rahmen nachzukommen und nach dem Prinzip der Kreislaufwirtschaft zu handeln. Wie auch unser erster Vorstoß bei Recyclat-Flaschen gab es auch in anderen Unternehmen diverse Einzelversuche, die aber nicht nachhaltig verankert waren. 2008 wurde erstmals für die Herstellung unserer Frosch-Flaschen recycelter Kunststoff eingesetzt. Bei diesem handelte es sich um PET aus der Pfandflaschensammlung (Bottle-to-Bottle/ BtB). Dabei haben wir den Recyclatanteil kontinuierlich gesteigert von anfänglich 30 bis hin zu 80 Prozent in der ersten Flaschengeneration, bis zu schließlich 100 Prozent in der zweiten Generation. Die zweite Ausbaustufe der rPET-Flaschen im Jahr 2012 war der offizielle Start der Recyclat-Initiative. Schon in dieser Entwicklungsstufe strebten wir an, letztlich Recyclate aus dem Gelben Sack zu verwenden.

Um Partner zu gewinnen, mussten wir Überzeugungsarbeit leisten. Diese fing tatsächlich im eigenen Unternehmen an. Kritisch wurde zunächst intern die Wirtschaftlichkeit gesehen – schließlich sollten die Produkte für den Endverbraucher preislich attraktiv bleiben. Auch wurde angezweifelt, dass eine Recyclatflasche weitere Käuferschichten locken könnte. Hier überzeugten wir unter anderem damit, dass wir mit unseren Produkten bereits eine umweltbewusste Käuferschicht ansprechen und somit die Glaubwürdigkeit des Unternehmens noch weiter untermauern.

Um technisch unser Ziel zu erreichen, benötigten wir die passenden Sekundärrohstoffe. Dazu mussten Anbieter der Dualen Systeme als Partner gewonnen werden, die in der Lage waren, sortenreine Kunststoffe aus dem Haushaltsmüll, in diesem Fall zunächst erst einmal das PET, zur Verfügung zu stellen. Hier konnte sich der Grüne Punkt, Duales System Deutschland (DSD), durchsetzen. Ein weiterer Punkt war es, unseren Flaschenhersteller

Alpla von der Idee zu überzeugen. Es gab anfangs Befürchtungen, dass das Material von schlechter Qualität sei und nicht zuletzt Querkontaminationen zu anderen Verpackungen auftreten, wenn „gebrauchtes“ Plastik durch die Maschinen läuft. Bei der Erstproduktion der rPET-Flasche mit PCR-Recyclat 2014 standen schließlich hochrangige Vertreter aller beteiligten Partner an der Fertigungslinie im Entwicklungszentrum von Alpla, um das Ergebnis zu begutachten. Alle waren begeistert von der Qualität, die da rauskam und weit über den Erwartungshaltungen der Partner lag.

Werner & Mertz hat das Thema Nachhaltigkeit nicht nur bei der Produktentwicklung bedacht, sondern eine Firmenzentrale gebaut, die nachhaltig funktioniert. Gibt es weitere Themen und Ideen, an denen Sie gerade forschen oder die sie versuchen, umzusetzen, um den eingeschlagenen Weg weiter fortzusetzen?

Ein glaubwürdiges Ökoprodukt kann nur von einem Unternehmen stammen, das Nachhaltigkeit konsequent im eigenen Handeln umsetzt. Einem Unternehmen, das ökologisches Bewusstsein, ökonomische Weitsicht und soziale Verantwortung jeden Tag aufs Neue lebt.

Wenn man sich auf Nachhaltigkeit einlässt, dann kann man das nicht in einer Limited-Edition machen oder zeitlich begrenzt, sondern muss sich so ausrichten, dass am Ende mehr oder weniger jede unternehmerische Entscheidung diesem Primat auch folgt. Wir verwenden zum Beispiel zu 100 Prozent Grünstrom und haben eine extrem energiesparende Produktion. Wir setzen auf heimische Rohstoffe und fördern die E-Mobilität unserer Mitarbeiter mit mittlerweile mehr als 100 E-Bikes und günstigen Firmenkonditionen für E-Smarts – um nur einige Beispiele zu nennen.

Glauben Sie, dass es grundsätzlich möglich ist, unsere Wirtschaft in Zukunft in allen Bereichen nachhaltig zu organisieren? Wenn ja, was braucht es dafür? Was könnte man tun, um nachhaltiges Denken

fester oder gar automatisch in der Wirtschaft zu verankern?

Es gibt nur eine einzige Kraft, der die Industrie immer folgen muss, ohne Ausweichmöglichkeiten – und das ist die Nachfrage. Wenn die Verbraucher über ihr Einkaufsverhalten zeigen, dass sie nachhaltige Produkte würdigen, dann muss die Industrie folgen. Und gerade die junge Generation zeigt sehr deutlich, wie wichtig ihr nachhaltiges Wirtschaften ist – das spüren viele Unternehmen schon jetzt an steigenden oder eben sinkenden Umsätzen. Echte Nachhaltigkeit erfährt hier berechtigtes Vertrauen.

> Kultur macht uns zu den Menschen, die wir sind. Fast unser gesamtes Leben haben wir in die Stadt, in Kulturräume, verlagert. Doch der Lifestyle dort setzt den verbliebenen Naturräumen mehr und mehr zu. Es ist höchste Zeit für eine neue Wirtschafts- und Lebenskultur.



DER MORGEN-STADT PLANNER

„Wir wollen Städte aus der Innovationsfalle befreien“



Herr von Radecki, Sie leiten das Team „Urban Governance Innovation“ des Fraunhofer Instituts. Was genau verbirgt sich hinter dem Begriff „Urban Governance“?

Wir haben in der Vergangenheit mit der Morgenstadt-Initiative des Fraunhofer Instituts bereits zahlreiche Projekte initiiert, mit denen wir sinnvolle technologische Innovationen stärker in die Stadtentwicklung verankern wollen. Dabei handelt es sich zum Beispiel um Innovationen wie Mobility as a Service oder virtuelle Kraftwerke bis hin zu neuen Planungstools für die Stadtentwicklung – das alles immer mit dem Ziel unsere Städte nachhaltiger und besser zu machen. Wir haben jedoch bemerkt, dass die Technologie allein nicht reicht, um den notwendigen Transformationsprozess anzuschieben.

Warum nicht?

Es sind sehr viele verschiedene Akteure nötig, um in der Stadt eine wirkliche Entwicklung und Innovationen anzustoßen. Dazu gehören Innovatoren wie Start-Ups und Universitäten, die lokalen großen und mittleren Unternehmen – Sie alle gilt es, zu aktivieren und für Ziele der Stadtentwicklung einzunehmen und einzuspannen. Dazu bedarf es jedoch neuer Steuerungsmechanismen, neuer Prozesse, neuer Organisationsstrukturen und neuer Wertschöpfungsmodelle, die an der Schnittstelle zwischen öffentlicher und privater Hand entwickelt und etabliert werden. All diese Notwendigkeit haben wir unter dem Begriff „Urban Governance Innovation“ zusammengefasst.

„Governance“ bedeutet in diesem Fall also weniger regieren, sondern vielmehr steuern?

Genau. Es reicht nicht, Innovation politisch von oben herab zu verordnen. Ein Beispiel: In Dublin hatte die Politik vor einigen Jahren beschlossen, in einem Quartier, den Docklands, verschiedene Smart-City-Lösungen im großen Stil zu erproben und hat das Thema dann auch sehr gepusht. Das Ergebnis war, dass sich zahlreiche große Unternehmen darauf gestürzt und zum Teil auch sehr spannende



Alanus von Radecki ist Leiter des Teams „Urban Governance Innovation“ des Fraunhofer Instituts, das Städte anleitet und begleitet, Innovations- und Transformationsprozesse an der Schnittstelle von Stadtverwaltung, Privatwirtschaft und Zivilgesellschaft zu gestalten und umzusetzen.

Im Interview spricht von Radecki darüber, warum sich Städte noch immer so schwer mit Innovationen tun und warum es allein mit politischem Willen nicht getan ist, um Innovationen in einer Stadt zu implementieren

Projekte umgesetzt haben. Allerdings führte dieses umfassende Engagement dazu, dass die Wohnungs- und Grundstückspreise durch den Zuzug zahlreicher hochqualifizierte Fachkräfte enorm anstiegen. In der Folge musste die Stadt heimische Familien teilweise in Hotels unterbringen, weil viele normale Dubliner ihre Wohnungen verloren und keine neuen mehr fanden.

Was gut gemeint war – Innovationen und innovative Unternehmen in die Stadt zu holen, um die Stadt lebenswerter zu machen –, wirkte am Ende kontraproduktiv?

Ja, leider. Was in Dublin fehlte, war eine Vision für die Stadt und die Bürger, welche Ziele hinter den Innovationen liegen. Damit tun sich jedoch viele Entscheider schwer. In einem Gespräch mit dem Prager Verkehrsdezernenten wollte ich zum Beispiel von ihm wissen, welche Vision er für das Jahr 2050 hat und wie sich das Prager Verkehrs- und Mobilitätssystem bis dahin entwickeln soll. Wissen Sie, was er geantwortet hat? „Wir haben heute 20 Prozent Niederflurtrams in Betrieb. 2050 wollen wir 80 Prozent Niederflurtrams haben.“ Das ist leider lediglich ein lineares Denken aus dem Heute heraus. Es gab keine Ideen zur Elektromobilität, einer Ladeinfrastruktur, zum autonomen Fahren oder zum Thema Mobility as a Service. Innovation sollte auch immer einer Vision folgen... Man muss unseren Politikern allerdings auch zugestehen, dass sie sich permanent in einer Innovationsfalle befinden.

Was hat es damit auf sich?

Sehen Sie, Politiker verwalten öffentliche Gelder. An oberster Stelle steht dabei das Prinzip, dass öffentliche Gelder nicht verschwendet werden dürfen. Das ist zwar erstmal richtig, es bedeutet für die handelnden Personen jedoch: Ich darf keinen Fehler machen. Und wenn ich doch einen Fehler mache, verfolgt er mich für immer...

...und man verliert womöglich sogar sein Amt...

...dadurch sinkt in der Stadtverwaltung automatisch die Risikobereitschaft. Das meine ich mit Innovationsfalle. Statt auf Innovationen zu setzen, die ein Problem wirklich lösen, gibt man sich lieber

mit kleineren Verbesserungen des bestehenden Systems zufrieden. Nehmen Sie das Thema Mobilität. Da wären in vielen Städten urbane Seilbahnsysteme eine sehr gute Möglichkeit, die Verkehrssituation zu verbessern. Sie sind hochskalierbar und lassen sich an verschiedene Bedarfe anpassen. Sie nehmen Druck von der Straße. Sie sind im Bau wesentlich günstiger als U-Bahnen. Sie können zu 100 Prozent mit erneuerbaren Energien betrieben werden und verbessern so auch die Luftqualität. Trotz all dieser Argumente gibt es in noch keiner deutschen Großstadt ein solches Seilbahnsystem. Weil alle Entscheider davor zurückschrecken und Angst haben, wegen einer solchen Entscheidung nicht wiedergewählt zu werden.

Wie kann man diese Innovationsfalle durchbrechen?

Dafür haben wir eine Art Baukasten an Planungsprinzipien, an Herangehensweisen und an Steuerungsmechanismen entwickelt, die wir uns für urbane Transformationsprozesse zunutze machen. Allerdings muss dieser Baukasten immer lokal angepasst werden, da jede Stadt individuell funktioniert. Für die Anpassung nutzen wir das Morgenstadt Framework, mit dem wir beispielsweise quantifizieren, wo eine Stadt im Bereich Elektromobilität oder bei der Intermodalität überhaupt steht. Wir klären, wie viele erneuerbare Energien es schon in der Stadt gibt oder wie hoch die Sanierungsquote ist... Um das lokale Wirkgefüge komplett zu verstehen, führen wir anschließend bis zu 50 individuelle Interviews mit Personen, die für die Stadtentwicklung wichtig sind. Dabei handelt es sich um Personen aus verschiedenen Abteilungen der Stadtverwaltung, aus städtischen Betrieben, aus lokalen Unternehmen, aus Start-Ups und Universitäten.

Warum ist das wichtig?

Verwaltung ist nicht frei von Konflikten. Manchmal passiert es, dass es in der Vergangenheit einen Vorfall gegeben hat, der nicht aufgearbeitet wurde und der nun Entwicklungen blockiert, weil beispielsweise zwei Dezernate kein Vertrauen mehr ineinander haben. Es kommt auch vor, dass eine Stadt mit bestimmten

Transformationsprozessen in der Vergangenheit schlechte Erfahrungen gemacht hat, welche die Denkweise der Politiker, aber auch der Bürger immer noch prägen. Erst wenn wir all das ermittelt und aufgearbeitet haben, entwickeln wir individuelle Strategien und Roadmaps, mit denen wir alle Akteure mitnehmen und aktivieren können.

Muss sich der Verwaltungsapparat einer Stadt eigentlich auch transformieren, um in Zukunft Innovationen leichter auf den Weg zu bringen?

Es ist tatsächlich ein Problem, das Städte im Umgang mit Innovationen und Technologien wenig Erfahrung haben. Auch früher haben Städte nicht in Technologien gedacht, sondern sie haben lediglich auf vorhandene Technologien reagiert. Heute müssen Städte jedoch selbst zu Akteuren in Bezug auf Innovationen werden. Unser Team versucht daher mit den Stadtverwaltungen einerseits Knowhow zu erarbeiten und andererseits die für den Transformationsprozess notwendigen Strukturen in der gesamten Stadt zu schaffen. Wir klären zum Beispiel wie eine Stadt einen Innovationsfond auflegen muss, um wirklich die richtigen lokalen Innovatoren zu erreichen.

Welche Entscheidungsstrukturen braucht es dafür? Wo müssen an den Stadt- oder Gemeinderat noch zusätzliche Entscheidungsstrukturen angeschlossen werden, um diese Innovatoren zu erreichen? Oder wir erarbeiten eine neue wirkungsorientierte Steuerung innerhalb der Stadtverwaltung, um zum Beispiel die referatübergreifende Arbeit an Innovationen zu verbessern. Da gibt es viele Möglichkeiten bis hin zu Steuerungs- und Managementsystemen, die Nachhaltigkeitsziele der Stadt, (Innovations-)Projekte und sogar einzelne Aufgaben der Mitarbeiter mit dem städtischen Haushalt verknüpfen.

Allerdings werden auch damit Transformation nie ein Selbstläufer. Die handelnden Personen und deren Innovationsfähigkeit werden immer eine große Auswirkung auf die Fähigkeit der Stadt haben, sich zu verändern.

Viele Vorbehalte gegenüber Innovationen rühren daher, dass sie meist mit sehr teuren Infrastrukturmaßnahmen einhergehen. Ist eine gut gefüllte Stadtkasse die Grundvoraussetzung für Innovationen?

Nein, Sie können Innovationen auch ganz ohne Geld auf den Weg bringen. Ein Beispiel aus Stockholm: Dort hatte sich die Verwaltung das Ziel gesetzt, mehr Elektrofahrzeuge auf die Straße zu bringen und beschlossen, dass Taxifahrer, die ein E-Fahrzeug haben, am Flughafen an der Taxischlange einfach nach vorne fahren dürfen. Das ist lediglich eine simple Regel, welche die Stadt nichts kostet. Der Effekt war, dass die meisten Taxifahrer innerhalb der nächsten Monate auf Hybrid- oder Elektrofahrzeuge umgestiegen sind.

Bei der Umsetzung von Transformationsprozessen arbeiten Sie mit sogenannten Living Labs auf Stadtquartiersebene an Lösungen. Wie rollt man Lösungen, die im Quartier funktionieren, auf eine ganze Stadt aus? Eine Stadt ist ja kein homogenes Gebilde?

Das ist eine Frage, die tatsächlich über jedem unserer Projekte steht: Welche Innovationen können in der ganzen Stadt funktionieren? Was brauchen wir dafür? Wo brauchen wir es? Was kostet es? Wie können wir es finanzieren? Unsere Living Labs sollen keine Alibi-Projekte sein, die eine Stadt nur auflegt, um zu beweisen oder sich zu brüsten, dass sie sich mit der Smart-City-Problematik und mit Innovationen auseinandersetzt.



^
Beispiel Prag: Mit mehr Niederflertrambahnen in die Zukunft? Städte, die Zukunft gestalten und nicht nur verwalten wollen, müssen sich vom linearen Denken verabschieden.

DER ENERGIE- & MOBILITÄTSEXPERTE

„Elektro-
autos
sind ein
neuer
Baustein
im Energie-
system“



Klaus Huber ist Gründer und Geschäftsführer der eeMobility GmbH, einem führenden Anbieter von innovativen Ladelösungen für elektrische Dienstflotten. Nach Studienaufenthalten in München, London und Sydney und dem Abschluss Mag. Art. & MBA der London Business School war Huber als Berater für das Business Development in verschiedenen Bereichen tätig u.a. IT Services, Handel mit erneuerbaren Energien und Elektromobilität. Klaus Huber ist Mitglied im Verkehrsausschuss der IHK.

Herr Huber, was macht Ihr Unternehmen innovativer als andere?

Wir sind eines der wenigen Unternehmen, welches das Thema Elektromobilität im Zusammenhang mit dem Energiesystem integral betrachtet. Wir sind nicht einfach nur ein Anbieter von Wallboxen oder Förderer von Elektromobilität. Für uns ist ein Elektroauto ein Baustein im Energiesystem, nicht nur als Verbraucher, sondern auch als Rückspeicher. Diese bilaterale Vernetzung steuern wir nicht nur, sondern wir machen sie auch energiewirtschaftlich nutzbar.

Das Elektrofahrzeug als Teil des Energiesystems? Wie muss man sich das vorstellen?

Die elektrische und digitale Vernetzung von Geräten ist ja im Grunde genommen schon seit Jahren möglich. Allerdings kommt mit dem elektrifizierten Auto jetzt eine Applikation in den Markt, die eine andere Größenordnung hat und die auch wirtschaftlich interessant ist. Ein Elektrofahrzeug, das vielleicht 20000 Kilometer im Jahr bewegt wird, ist von seiner Leistung und seinem Verbrauch mit einem Einfamilienhaus zu vergleichen. So ein Fahrzeug verbraucht 3000 bis 4000 Kilowattstunden und es hat eine Anschlussleistung von elf Kilowatt. Wenn wir das steuerbar machen können – und das ist über die Ladestation möglich – kann ein Auto in Zukunft nicht nur Mobilitätsaufgaben, sondern zusätzlich noch ganz andere Funktionen bei der Energieversorgung übernehmen.

Worin genau liegt der energiewirtschaftliche Nutzen, den Sie zuvor angesprochen haben?

Durch die bilaterale Vernetzung in Echtzeit können Sie ein Auto – je nach Netzauslastung und wie hoch der Strompreis ist – viertelstundengenau ab- und zuschalten. Ist die Netzauslastung gering, was zum Beispiel nachts meist der Fall ist, laden wir. Ist sie hoch, laden wir nicht. Dieses netzoptimierte Laden setzen wir bei eeMobility mit unserem Angebot eeFlat Neo sogar bereits in Realtime um. Dadurch wird die vorhandene Netzinfrastruktur optimal ausgenutzt.

Wenn das Auto auch wieder Energie

ins Netz zurückspeisen kann, wäre es theoretisch möglich mit seinem Elektroauto Geld zu verdienen?

Das ist der energiewirtschaftliche Nutzen, den wir als Unternehmen erschließen wollen. An dieser Vision arbeiten wir. Für einen einzelnen ist das schwer, da ihm die Zeit und wahrscheinlich auch das Knowhow fehlt. Im Schwarm, den wir als Unternehmen erzeugen können, stellt sich das anders dar.

Wo stehen wir in dieser Entwicklung?

Derzeit hat die Energiewirtschaft gerade den ersten Schritt in Richtung Internet gemacht. Der beginnt damit, dass man überhaupt erst einmal Onlinefähigkeit herstellt. Danach folgen der Moment der Vernetzung, der Moment der Vernetzungsechtzeit und schließlich der Moment der bilateralen Vernetzung. Ich bin sicher, dass die Energiewirtschaft einen ganz ähnlichen Weg gehen wird, wie wir ihn beispielsweise beim Computer erlebt haben. Am Anfang stand ja auch ein Offline-Computer, mit dem man zwar digitale Inhalte produzieren, diese aber nicht verschicken konnte. In 15 Jahren wird die Energiewirtschaft die Entwicklung hin zur digitalen Vernetzung geschafft haben.

Wie werden wir dann unsere Städte mit Energie versorgen?

40 Millionen E-PKWs sind 40 Millionen Energiespeicher und -abgeber, die ein dezentrales Energiesystem mit entsprechenden Sicherheitskapazitäten hinsichtlich des Energiebedarfs ermöglichen. Nicht zuletzt dadurch wird der Anteil erneuerbarer Energien immer weiter zunehmen. Wind- und Solarenergie werden eine größere Rolle spielen, aber auch stadtnahe Applikationen, wie vertikale Windräder. Ich denke, dass auch Wasserstoff im Bereich Schwerlastverkehr einen Platz haben wird. Diese neue Energiewirtschaft ermöglicht auch innovative Geschäftsmodelle. Was wir zum Beispiel vorhaben, ist, dass sich Nutzer virtuell an der Energieerzeugung beteiligen.

Wie funktioniert das?

Ein Beispiel: Sie kaufen sich ein Elektrofahrzeug und wissen, dass Sie im Jahr soundso viele Kilometer fahren, also eine entsprechende Menge Energie

Down Under in Munich



Australisches Lebensgefühl im Münchener Werksviertel-Mitte

Erleben Sie großzügige Apartments, erstklassigen Hotelservice und einen spektakulären Blick über die Landeshauptstadt. Im neuen Stadtquartier „Werksviertel-Mitte“ heißen wir Sie ab 2021 im ersten Adina Hotel in München willkommen. 234 Studios mit Küchenzeile und einer Mindestgröße von 30 Quadratmetern, einem Pool in der 14. Etage und vielen individuellen Möglichkeiten für Ihren Aufenthalt: Australiens Gefühl von „Unterwegs zuhause“.

benötigen. Diese Menge Strom sichern Sie sich durch ein Investment in eine regionale Stromanlage, in der erneuerbare Energien produziert werden. Ich denke, dass wir in Zukunft vielleicht sogar in ein Modell kommen, dass Energie als Flatrate angeboten wird, so wie wir das mittlerweile von anderen Geschäftsmodellen kennen, und wo der Verbrauch oder die gefahrenen Kilometer gar keine Rolle mehr spielen. Das könnte möglich werden, weil wir durch das Rückspeisen der Energie einen ausreichend großen energiewirtschaftlichen Beitrag leisten. Ein solches Modell funktioniert jedoch nur, wenn die Ressourcenschonung dennoch gewährleistet wird. Sie muss immer an oberster Stelle stehen.

Als eines der Hindernisse, warum wir noch immer auf den Durchbruch der Elektromobilität warten, wird immer wieder die unzureichend ausgebaute Ladeinfrastruktur angesehen. Was bräuchte man, um in einer Stadt eine komplette Ladeinfrastruktur auszurollen?

Ehrlich gesagt ist das Thema Ladeinfrastruktur in unseren Augen gar nicht so gravierend für den Erfolg der Elektromobilität. Ich glaube, dass das Mobilitätsverhalten in der Stadt von anderen Faktoren sehr viel mehr bestimmt wird, als von der Anzahl der Ladestationen. Themen wie das Home Office, das Radfahren, die City Maut oder andere soziokulturelle Faktoren werden die Mobilität in Zukunft viel stärker beeinflussen, als der Austausch von Verbrennern durch Elektrofahrzeuge. Wir gehen davon aus, dass die Elektromobilität im stadtnahen Bereich eine sehr viel größere Rolle spielen wird, wo

der Ausbau der Ladeinfrastruktur auch kein großes Problem darstellt. Unsere bisherige Erfahrung hat gezeigt, dass 80 Prozent der Ladevorgänge zuhause stattfinden.

Warum wird sich die Elektromobilität allen Unkenrufen zum Trotz dennoch durchsetzen, was ja Voraussetzung dafür ist, dass Ihre Vision eines Tages Wirklichkeit wird?

Seit ca. September letzten Jahres befinden wir uns an einem Point-of-no-Return. Die Automobilhersteller haben mittlerweile enorme Investitionen in die Elektromobilität

hof, also im öffentlichen Raum, als auch im Depot der Unternehmen geladen werden können. In München setzen wir gerade ein Förderprojekt um, bei dem in einer Gewerbeeimmobilie Photovoltaik auf dem Dach mit einer intelligenten lokalen Ladeinfrastruktur gekoppelt ist. Ziel ist es, die Stromversorgung so autark wie möglich zu gestalten, dass das Gebäude immer priorisiert wird und so wenig Energie wie möglich aus dem „herkömmlichen“ Netz bezieht.

Wie bewegen Sie sich persönlich am liebsten in der Stadt?

Tatsächlich habe ich das Glück, in einem Viertel zu leben, in dem ich sehr viele Dinge zu Fuß oder mit dem Fahrrad erledigen kann. Ich denke, dass sich dieser



<
Die Mobilität der Zukunft:
Strom statt Benzin zapfen im Werksviertel-Mitte

Trend in Zukunft in der Stadt wieder verstärken wird, dass wir unsere Mobilität – zumindest in der Stadt – wieder stärker lokalisieren.

Fahren Sie selbst ein Elektroauto?

Ja, ein Model 3 von Tesla.

Und wo laden Sie das Fahrzeug?

Öffentlich oder im Unternehmen.

Ich hätte das gerne in unserer Gemeinschaftsgarage getan, bin allerdings am Veto der anderen Garageneigentümer gescheitert. Ich hoffe, dass mit dem Wegfall des Vetorechts einer WEG (Wohnungs-Eigentümergeinschaft) in dieser Frage in Zukunft private Ladeinfrastruktur auf einfache Weise errichtet werden kann.

getätigt, die nicht einfach fallengelassen werden. In den kommenden Jahren werden wir bei den Neuzulassungen sicher fünfzig oder mehr Prozent an Elektrofahrzeugen verzeichnen.

Gibt es Projekte der eeMobility, die heute schon zeigen, was in Zukunft möglich sein wird?

Wir haben 2016 in Baden-Württemberg in Künzelsau ein Regionalbusprojekt mit auf die Beine gestellt und dort eine Ladeinfrastruktur mit Mischnutzung beigesteuert. Das heißt, dass die Busse ohne Abrechnungshack sowohl am Busbahn-

DER KLASSIK-FAN & DIE MUSIKERIN

„Ein Meisterwerk wird immer Bestand haben“



Martin Wöhr ist ausgebildeter Toningenieur und Vorstand des Vereins Freunde des Symphonieorchesters des Bayerischen Rundfunks e. V.. Sein erstes Konzert mit dem BRSO erlebte er mit 17 in den Fünfzigerjahren. Seitdem begleitete ihn das Orchester privat wie beruflich.



Die Musikerin Marije Grevink ist seit 2003 erste Geigerin im BRSO. Wir sprachen mit beiden über die Innovationskraft der klassischen Musik, Musik als universelle Sprache und über die Zukunft von Bach, Beethoven und Co.

Frau Grevink, Herr Wöhr, machen Sie sich Sorgen, dass die klassische Musik eines Tages aussterben könnte? Oder werden wir auch in 200 Jahren noch Bach und Beethoven hören?

Marije Grevink (MG): Davon bin ich überzeugt und mache mir überhaupt keine Sorgen. Das sieht man ja auch bei uns in den Konzerten. Es wird zwar immer gesagt, dass das Klassikpublikum aussterben würde, aber das ist nicht wahr. Dass man häufiger ältere Menschen in Klassikkonzerten sitzen sieht, hat meiner Meinung nach etwas mit dem Hören lernen zu tun und mit der Zeit und Muße, die zum Beispiel Eltern mit Kindern nicht immer haben.

Martin Wöhr (mw): Da stimme ich Frau Grevink zu. Man sieht das anhaltende Interesse an großer Kunst ja auch in anderen Bereichen. Die Mona Lisa im Louvre ist jeden Tag von hunderten Menschen umlagert. Ein Meisterwerk wird immer seinen Bestand haben.

Ist klassische Musik trotz ihres Alters innovativ?

mw: Aber ja! DIE klassische Musik gibt es ja gar nicht. Sie hat sich über die Jahrhunderte entwickelt und verändert. Wenn man an den Anfang der abendländischen Musikkultur zurückgeht, gab es die von klaren Regeln geprägte Kirchenmusik. Als die Musik aus der Kirche heraustrat und von den Fürsten- und Königshäusern übernommen wurde, haben sich die musikalischen Regeln erweitert. In der Barockzeit spielten auch tänzerische Elemente eine neue Rolle. Allerdings bewegte sich die Musik noch immer in einer sehr vorgegebenen Formensprache. Später befreite sich die Musik aus dem höfischen Umfeld und ging ins öffentliche Leben. Die ersten Konzertsäle wurden gebaut. Das war für die Komponisten wie eine Befreiung und plötzlich entwickelten sich vollkommen neue Klangräume und Klangspektren. Bei Beethoven zum Beispiel, da ging die Klaviermusik auf einmal mit der linken Hand tief in den Bass und gleichzeitig die rechte hoch in den Diskant. Das war früher undenkbar. In der heutigen Zeit hat sich die Formensprache nahezu vollkommen aufge-

löst. Wir reden kaum mehr von Melodien, sondern von Klangästhetik. Es sind eine Unzahl von neuen Möglichkeiten für Komponisten hinzugekommen. Wenn Mahler oder Wagner die Instrumente und technischen Möglichkeiten zur Verfügung gehabt hätten, die es heute gibt, hätten sie noch ganz andere Sachen komponiert. Geht man heute in die musica viva-Konzerte, gibt es ständig neue Klangfarben, Klangzusammensetzungen, Klangflächen... Es ist unglaublich und ich kann nicht sagen, wo das mal ein Ende haben wird.

MG: Zu unseren musica viva-Konzerten habe ich unlängst ein interessantes Feedback von einer Nachbarin bekommen, die immer sehr gerne in diese Konzerte geht, obwohl sie eigentlich Wagner- und Bach-Fan ist. Als ich wissen wollte, warum sie dennoch ausgerechnet in die musica viva-Konzerte geht, wo wir ja Kompositionen der sogenannten Neuen Musik spielen, sagte sie, dass sie bei diesen Konzerten eine Welt erlebt, in die sie sonst nicht kommt. Zum Thema Innovationskraft der Musik würde ich noch gerne sagen, dass sich die klassische Musik zwar entwickelt und verändert hat, sie hat dabei aber nicht die jeweils vorangegangene Epoche zerstört oder weniger wichtig gemacht. Das ist ein großes Privileg der Kunst. In der Malerei oder der Literatur ist das ja ähnlich.

Glauben Sie, dass unsere Gesellschaft auch heute noch einen Bach oder Beethoven hervorbringen könnte?

mw: Das muss sie gar nicht. Die heutigen Komponisten sind genau wie die alten Meister gefordert, ihre eigene musikalische Sprache zu entwickeln, welche die Menschen berührt. Diesen Beweis müssen sie erbringen. Dann werden einige von ihnen auch die kommenden Jahrhunderte überleben.

MG: Ich sehe uns da als Orchester durchaus in der Pflicht. Wir müssen unseren zeitgenössischen Komponisten überhaupt die Chance geben, gehört zu werden und ihre Stücke spielen. Tun wir das nicht, geht es nicht weiter.

Frau Grevink, Sie sprachen am Anfang unseres Gesprächs vom Hören

lernen. Wie macht man das?

MG: Wenn wir als Orchestermusiker in eine Klasse gehen und dort zum Beispiel ein gemeinsames Kompositionsprojekt machen, dann ist an erster Stelle immer das Hören gefragt. Hören erfordert Konzentration. Wir beginnen das Hören lernen ganz oft mit der Stille. Eine absolute Stille gibt es natürlich nicht. Wir reden zwar alle nicht im Klassenzimmer und sitzen still, aber wir hören dennoch etwas. Das analysieren wir. Das sind Geräusche von außen, vielleicht vom Gang, aber auch von einem selbst. Das kann der Herzschlag sein oder das Rauschen des Bluts. Das ist ein erster schöner Schritt. Der zweite Schritt, den wir mit den Schülern gehen, sind meist Imitationsspiele. Ein Schüler gibt auf einem Instrument einen Rhythmus oder ein paar Töne vor und die anderen müssen das auf anderen Instrumenten nachspielen. Über die zwangsläufigen Unterschiede im Gehörten versuchen wir dann ins Gespräch zu kommen.

MW: Ich betrachte das Hören natürlich auch aus einer tonmeisterlichen Sicht. Während meiner Ausbildung zum Toningenieur hatte ich sechs Semester Gehörbildung. Das Innenohr ist zwar nur so groß wie ein Fünf-Cent-Stück, aber dennoch ein unglaublich komplexes Organ. Was da drin alles stattfindet, das ist phantastisch. Jeder Ton löst in unserer Wahrnehmung etwas aus. Die Zusammenhänge der Psychoakustik sind immer noch weitgehend unerforscht. Aber auch das Thema Stille ist sehr komplex. Sie kann zum Beispiel zu einer Kontemplation führen, so dass man beginnt, über etwas nachzudenken. Stille kann Gestalt annehmen, sie kann beispielsweise als etwas sehr Gefährliches wahrgenommen werden und für Unruhe sorgen. Der Entzug von Schall kann bei Menschen tatsächlich eine gefühlte Bedrohung auslösen.

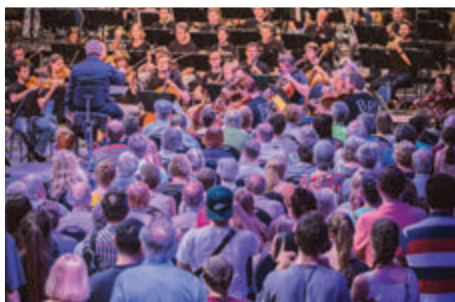
Ist das Hören lernen Voraussetzung, um klassische Musik zu verstehen?

MW: Es geht nicht darum, Musik zu verstehen, sondern darum Musik zu spüren und zu erleben. Musik wird in allen Kulturräumen gemacht. Sie verbindet uns





<
 Flagshipstore, Gin-Bar,
 Pop-Konzertthalle: Die
 klassische Musik erobert
 neue Räume. Hier beim
 Tag der offenen Tür des
 BRSO im Werksviertel-
 Mitte



Menschen und braucht keine Sprache. Ich war einmal bei der Eröffnung eines kleinen Konzerts in der Nähe von Tokio. Bei dem Konzert wurde auch die 3. Orchestersuite von Johann Sebastian Bach gespielt. Bei der Air saßen die Leute da und heulten Rotz und Wasser, der Dirigent heulte auch. Ich habe nur bei mir gedacht: Meine Güte, was hat diese Musik in diesen Menschen erreicht. Ich befinde mich 9000 Kilometer entfernt von der Heimat des Komponisten. Und die Menschen sind dennoch in ihrem Innersten von seiner Musik berührt.

Frau Grevink, Ihr Orchester tritt in der ganzen Welt auf. Unterscheidet sich das Klassik-Publikum dort eigentlich vom hiesigen?

MG: Das Publikum unterscheidet sich nicht. Aber die Reaktionen sind unterschiedlich, etwa in Asien. Das stärkste Erlebnis war für mich ein Konzert in China. Dort herrschte während der Aufführung

eine Stimmung wie in einem Fußballstadion. Es gab eine unglaubliche Beteiligung des Publikums mit Ohs und Ahs und am Ende gab es einen Applaus, dass der Saal fast eingekracht ist. In Japan dagegen haben wir eine Begeisterung

gespürt, die ganz bescheiden und in sich gekehrt ausgelebt wird, und die dennoch riesig war.

Hören Sie eigentlich auch andere Musik als Klassik?

mw: Natürlich, welche Musik man hört, ist ja sehr von den Stimmungen abhängig. Ich kann auch nicht in jedem Moment klassische Musik hören. Dann wiederum gibt es Momente, in denen ich glaube, dass ich klassische Musik brauche. In solchen Momenten möchte ich wiederum keine andere Musik hören.

MG: Ich bin sehr oft auch froh, wenn ich keine Musik höre. Nach einer Orchesterprobe brauche ich den Tag keine Musik mehr. Dann ist mein Speicher voll. Wenn ich Musik höre, etwa alte CDs aus Holland,

um auch mal wieder meine Heimatsprache zu hören, dann höre ich sie eher gezielt. Ich bin froh über jedes Restaurant ohne Musik im Hintergrund.

In München wurde über Jahre nach einem Standort für das neue Konzerthaus des Symphonieorchesters des Bayerischen Rundfunks gesucht und schließlich im Werksviertel gefunden. Welche Erwartungen und Hoffnungen verknüpfen Sie mit dem neuen Standort?

mw: Wir Freunde des BR-Symphonieorchesters haben am Anfang einen anderen Standort präferiert. Aber mittlerweile gibt es einen großen Konsens, dass der Standort im Werksviertel wunderbar ist. Vor allem vor dem Hintergrund, dass sich dort eine neue Umgebung, eine neue Gesellschaft entwickelt. Wir Älteren dürfen nicht immer nur von unseren Erfahrungen und Bedürfnissen ausgehen, sondern müssen auch schauen, was die Jugend empfindet. DIE müssen das Haus ja einmal füllen. Da ist ein Standort in einem so lebendigen Umfeld sicher hilfreich.

MG: Da kann ich mich nur anschließen. Natürlich stellen wir uns die Frage, ob unser angestammtes Publikum auch ins Werksviertel kommen wird. Meine Meinung ist: Wenn wir etwas Gutes bieten, kommen die Leute. Für uns ist wichtig, dass wir wirklich all die Räume bekommen, die geplant sind, damit wir unser Veranstaltungsspektrum entsprechend erweitern können. Wir wollen ein offenes Haus sein, in dem die Leute gern Zeit verbringen und hinterher sagen: Das war wirklich eine neue andere Welt.



Elektrisiert das

Der rein elektrische Audi e-tron
audi.de/e-tron-sportback

A man in a dark jacket and light shirt walks past a silver Audi SUV parked in front of a building with a striking red, geometric facade. The scene is captured in a cinematic style with strong shadows and highlights.

Werksviertel-Mitte.

Sportback.

NICHTS IST MEHR IN AFRI-COLA



Wie kommt das Neue in die Stadt?

Der Münchner Autor Michael Wüst schaut sich in der Gegenwart und noch viel mehr in der Vergangenheit um, denn was heute alt ist, war früher neu und der letzte Schrei. Und manches von dem, was früher neu war, ist heute aus dem Stadtbild auch schon wieder verschwunden. Man ahnt: Die Sache mit der Stadtentwicklung ist mitunter eine ziemlich verzwickte Angelegenheit.

Text

Michael Wüst

Illustration

Valerie Erben

Vom Geist von Seon redet man zwar noch nicht, aber der Auftritt von Ministerpräsident Söder bei der CSU-Klausurtagung in Kloster Seon im Januar 2020 war schon sehr kernig. München soll achter Regierungsbezirk Bayerns werden, sagte Söder – Entlastung für die Stadt und Dynamik fürs Land. So war es vereinfacht im kreativen PR-Sprech zu vernehmen. Die Aufregung um diese Äußerungen war ebenso groß wie kurz, so dass die aufgeworfene Frage – Brauchen wir tatsächlich eine neue Verwaltungsstruktur, um den Auswüchsen und Problemen der Urbanisierung endlich Herr zu werden? – gar nicht mehr inhaltlich diskutiert wurde.

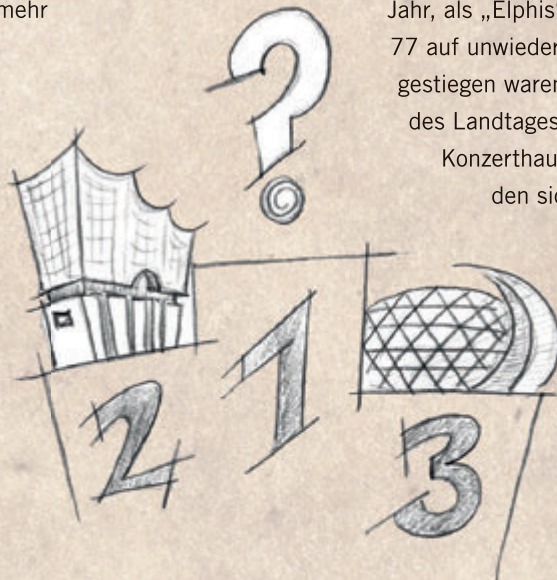
Was auf derselben Tagung weniger deutlich zu hören war, fiel dem Journalisten Robert Braunmüller von der Abendzeitung auf: „Ministerpräsident Markus Söder habe bei der Klausur der CSU-Landtagsfraktion davon gesprochen, man müsse beim geplanten Konzerthaus im Werksviertel die gesamte Kostenentwicklung im Blick haben. Die Kosten seien gestiegen, mehr Holz sei nicht schlecht, mehr Klimabewusstsein und ein Nachdenken über künstlerische Aspekte.“ Man ahnt, dass in den Köpfen der Planer und Entscheider noch immer das Finanzierungsdesaster „Elphi“ von der Alster dräut.

Womit wir beim eigentlichen Thema wären. Es ist heutzutage

anscheinend gar nicht mehr so leicht, so eine Stadt zu verändern, neu zu prägen oder eben um ein Objekt zu erweitern, das im musischen und musealen Städte-wettkampfes auf Weltebene nicht nur mithalten kann, sondern um die Siegerplätze kämpft. Nun wissen wir aus dem Sport, dass ein guter Plan allein längst nicht mehr ausreicht, um in der Champions League mitzuspielen. Da muss man schon auch mal bereit sein, schweren Herzens das Festgeldkonto zu plündern – sofern vorhanden. Denn erschwerend kommt hinzu, dass so eine Stadt bekanntlich ziemlich groß ist, und dass sich auch ohne das neue Konzerthaus im Werksviertel vor den Kassen der Kämmerer und den Haushaltsausschüssen mit Gasteig, Deutschem Museum, Ausweich-Gasteig in der Hans-Preissinger-Straße, Neuer Pinakothek, Haus der Kunst, Volkstheater und ewigem Stiefkind Kreativ-Quartier ein gigantischer Sanierungskavenzmann aufgeschaukelt hat. Der Absturz von Hamburgs Bürgermeister Ole von Beust, der neben dem Finanz- und Planungsdebakel der Elbphilharmonie noch andere Gründe hatte, ist in den Köpfen der Politiker natürlich auch noch äußerst präsent. Sieben Jahre vor der Fertigstellung 2017 hatte von Beust die Reißleine

gezogen. Ob es ein Zufall ist, dass just in dem Jahr, als „Elphis“ Kosten von ursprünglich 77 auf unwiederbringliche 789 Millionen gestiegen waren, der Haushaltsausschuss des Landtages in München befand, den

Konzerthaus-Spatenstich im Werksviertel, den sich Horst Seehofer damals als noch amtierender Ministerpräsident für 2018 vor der Landtagswahl gewünscht hatte, lieber zu verschieben? Von einer Inbetriebnahme des Konzerthauses für das Rundfunkorchester des Bayerischen Rundfunks (BRSO) vor 2026 ist seitdem

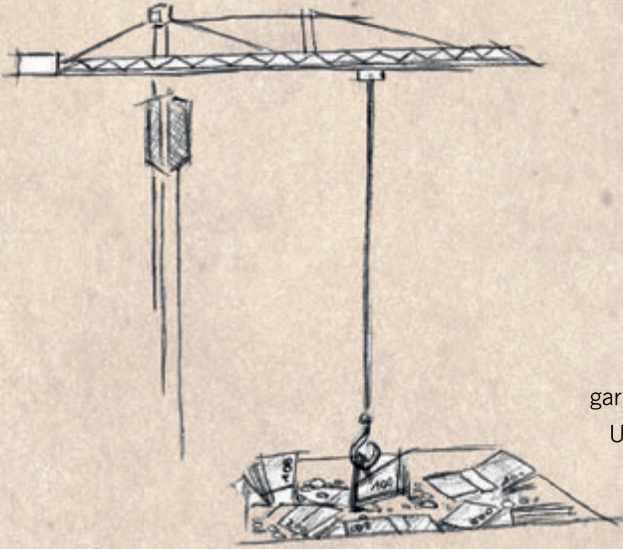


MICHAEL WÜST

Michael Wüst begleitet die Münchner Kulturlandschaft seit Jahrzehnten als Autor und Veranstalter.

Das Werksviertel-Mitte ist dabei so etwas wie seine zweite Heimat. Als Geländereporter berichtet er regelmäßig über Veranstaltungen und Menschen, die das Stadtquartier besonders machen.

werksviertel-mitte.de/blog



gar nicht mehr auszugehen.
Und nun nach Seeon, ein
erneutes Nachdenken?

Die Kosten seien
gestiegen, und das
noch vor Aushub der Baugrube? Ist es
eigentlich möglich, dass ein Projekt allein durch
Abwarten unfinanzierbar wird? Oder haben sich die
Kosten an den Münchner Kulturbaustellen einfach
so bedrohlich erhöht, dass das neue Konzerthaus
weiterhin in die Pflicht genommen werden muss? Es
bleibt spannend.

Zwei Jahre vor der ersehnten Fertigstellung
des „Schneewittchen-Sargs“, wie die Glaskonstruktion
des Münchner Konzerthauses im Werksviertel
bereits genannt wurde, wird dagegen Notre Dame
in Paris mit komplett umgebauter Île de la Cité in
altem oder neuen Glanz (darüber streiten die
Experten noch) wieder erstrahlen – pünktlich zur
Sommerolympiade 2024. Der französische
Präsident Macron sieht sich womöglich gern
als legitimer Nachfahre Napoleons III, der mit
seinem Städteplaner Haussmann Paris zur
Capitale du Monde machte. Vielleicht ist aber
auch die Vergabe einer Olympiade immer noch
etwas Berauschendes, so eine Art Ekstase für
die Administrationen.

Obwohl in den vergangenen 20 Jahren
nicht alle Städte und Regionen bei
Megalo-Veranstaltungen wie Olympia oder
den Fußball-Weltmeisterschaften am Ende
profitiert haben.

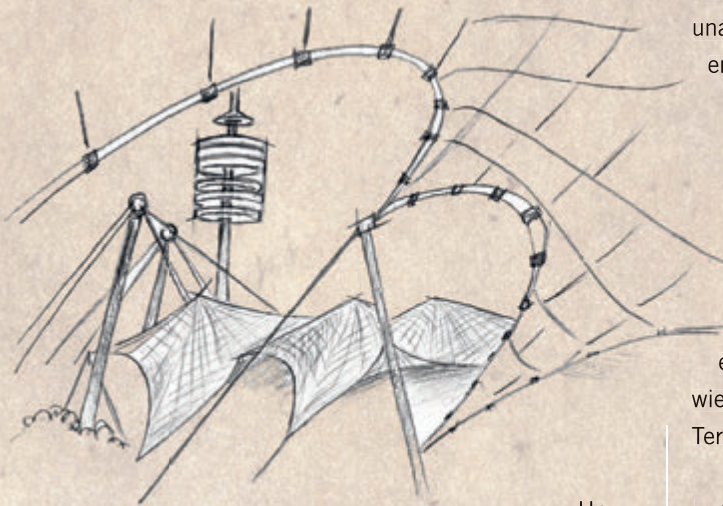


In München mussten sich am 26. April 1966
Ent- und Begeisterung die Waage gehalten haben,
als das IOC die olympischen Sommerspiele an
die Landeshauptstadt vergab. Oberbürgermeister
Hans Jochen Vogel hatte zuerst Bedenken, weil
München damals keine nennenswerten Spielstätten
hatte – außer dem 60er Stadion, dem Platz der
Teutonia im Olympiapark und dem Dantebad. Bundeskanzler
Ludwig Erhard und Finanzminister Franz Josef Strauß
brachten Steine und Beton allerdings mit der
kühnen Zusage ins Rollen, 50 Prozent der
Kosten durch den Bund zu übernehmen. Nicht das
einzig kühn-geniale Momentum dieser Spiele.

Der legendäre Entwurf von Behnisch & Partner
im Maßstab 1:1000 mit Holzstäben und einem
Damenstrumpf, möglicherweise der Marke Elbeo
Supphose, fiel zwar in der ersten Runde durch. Aber
der Juror und Karlsruher Hochschullehrer Egon Eiermann,
OB Hans-Jochen Vogel und NOK-Präsident Willi Daume
kämpften weiter für den Entwurf, der auf den
legendären Architekten Frei Otto zurückging und
der heute aus dem Stadtbild nicht mehr wegzudenken
ist. Im Ensemble mit Olympiahalle und Schwimmhalle
war für die zweite deutsche Sommerolympiade
nach Berlin 1936 eine Ästhetik freier demokratischer
Souveränität geglückt, die nun wirklich niemanden
an „München, Hauptstadt der Bewegung“ denken
ließ. Das Leitmotiv der Spiele, menschliches Maß,
Leichtigkeit, kühne Eleganz und Einheit der
Landschaft mit der Natur war in der schwingvollen
Zelt-dach-Konstruktion brillant repräsentiert. Die
Spiele atmeten die jugendliche Aufbruchsstimmung
und den Freigeist der 70er Jahre mit Champions wie
Mark Spitz, der uns an Freddy Mercury erinnerte –
bis zum finsternen Einbruch des Olympia-Attentats
vom 5. September 1972.

Das olympische Dorf, das sich heute als
äußerst geglückte Stadtentwicklung erweist, galt
1972 nach Beendigung der Spiele als unvermietbar.
Heute ist eines der beliebtesten Wohngebiete
Münchens.

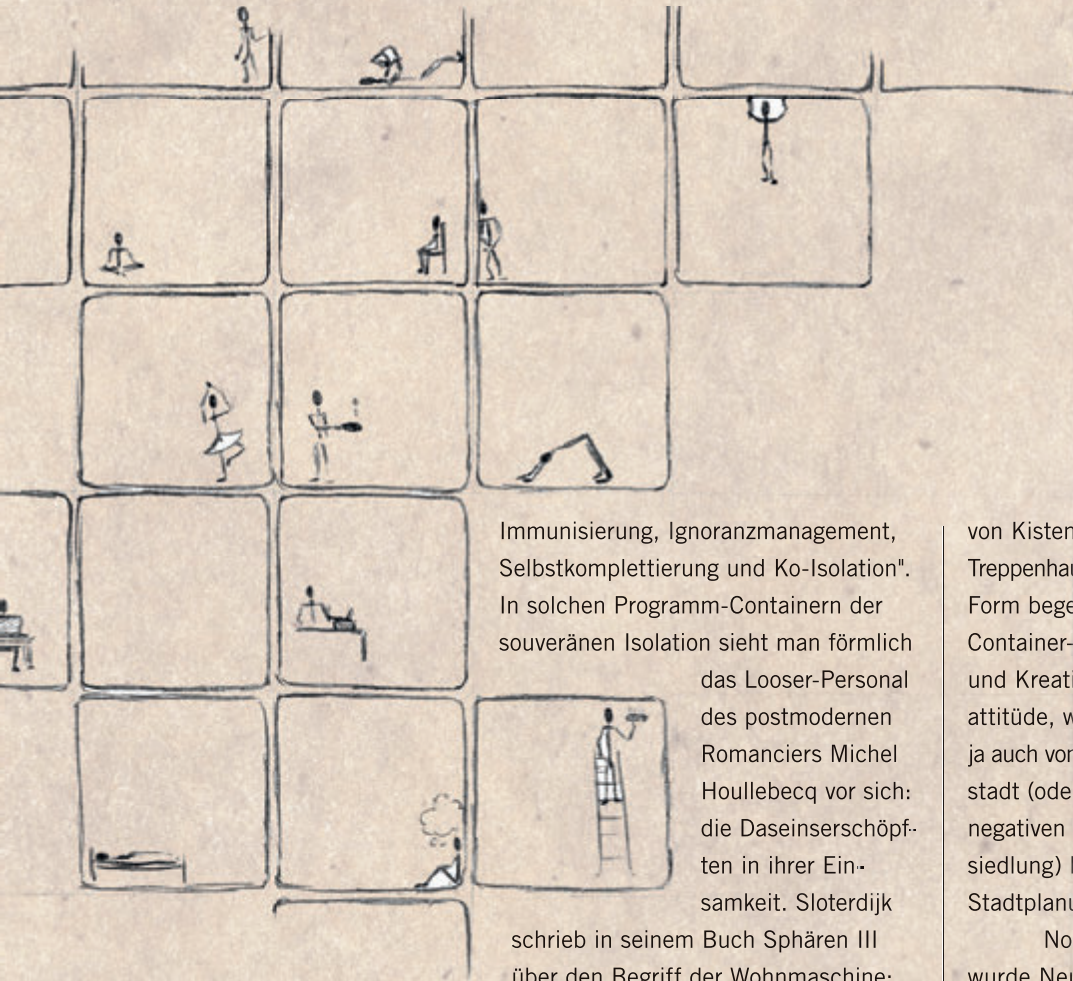
Die autolose Stadt in der Stadt – eine Vision, die nicht wenige endlich auch für ganz München herbeisehen, ist hier schon seit fast 50 Jahren gelebte Wirklichkeit. Geprägt von mediterraner Leichtigkeit und Verspieltheit, beherbergt das Stadtquartier über 6000 Bewohner in 3500 Wohneinheiten, mit um die 50 qm großen Appartements, die soviel kosten wie eine doppelt so große, günstige Gründerzeit- oder Jugendstilwohnung in Giesing oder Haidhausen.



Un- gewöhnlich war die Herangehensweise des Architekturbüros Heinle, Wischer und Partner, auf das der Entwurf des Olympiadorfs zurückgeht, von vorn herein. Die kleine Stadt in der Stadt, die die Wohnmaschinen im Pyramidenstil von Le Corbusier flexibel mit Bungalows kombinierte und schon „Betonwüste“ gescholten wurde, ist den „Olympianern“ von heute geradezu ein Idyll und Inbegriff sozialer Bindung. Finden wir die Antworten auf die Fragen nach der Zukunft der Stadt also am besten in ihrer Vergangenheit? So einfach ist die Sache leider nicht. Denn was zum Beispiel beim olympischen Dorf mit offensichtlich unnachahmlicher Leichtigkeit funktioniert, gilt für den sogenannten Fuchsbau an der Ungererstraße, der ebenfalls 1972 fertig wurde, so nicht. Die pyramidal aufsteigende Wohnmaschine

nach den Plänen des Architekten Wilhem Steinel, ebenfalls ganz im Stil von Le Corbusier errichtet, erfüllt die damals zeitgeistigen Anforderungen des modernen Wohnens als Inszenierung eines Immunsystems punktgenau. Vielleicht auch zu sehr. Eine subtile Wechselwirkung, Dialektik zwischen menschlicher Weltoffenheit und komplementärer Weltabgewandtheit im Immunbau funktioniert hier nicht. Die typische Geste des intellektuellen Singles, sich in der deterritorialen Sphäre seines Appartements unabhängig inszenieren zu können, stößt mit dem ersten Schritt vor die Haustür der Wohnmaschine auf eine umso stärker empfundene Anonymität der Stadt. Das ließ sich auch durch Kultur-Aperçus nicht kaschieren. Das hoch angesehene Studio Theater von Gunnar Petersen und das beliebte Programm kino Lupe wirkten als kulturelle Kompensatoren nur nach außen in die anonyme Stadt und schufen ebenso wenig attraktive Bindungen im Inneren wie Schwimmbecken und Bepflanzungen auf den Terrassen des Fuchsbaus.

So sehr der moderne, ortlose, mobile Intellektuelle die Weltlosigkeit, die Aussperrung des Kosmischen, in seiner Wohnzelle verwirklicht sehen will, so sehr er Sesshaftigkeit eher als peinlich empfindet, so wenig erbaut ihn die in einer längeren Erkrankung gewachsene, ungestellte Anonymität der umgebenden Stadt, deren Ursprünge zumal nicht an künstlerischen oder künstlichen Programmen oder Umstürzen festzumachen sind. Der Begriff der Wohnmaschine, den Le Corbusier in die Runde der Avantgarde-Architekten geworfen hatte, stammt wie die meisten seiner Schriften zum modernen Haus aus den zwanziger Jahren. Er subsumiert die technischen Leistungen des immunen Einraums, als da wären: „Bei-sich-Sein, Zeitverwaltung, Habitusgestaltung, Klimadesign,



Immunsierung, Ignoranzmanagement, Selbstkompletierung und Ko-Isolation".

In solchen Programm-Containern der souveränen Isolation sieht man förmlich

das Looser-Personal des postmodernen Romanciers Michel Houellebecq vor sich: die Daseinerschöpfen in ihrer Einsamkeit. Sloterdijk

schrub in seinem Buch Sphären III über den Begriff der Wohnmaschine:

„In ihm kondensiert sich der Angriff des 20. Jahrhunderts auf die überlieferten Formen der sedentären Dumpfheit.“ Und im selben Buch, fünf Seiten vorher: „Der medienunterstützte Hausbewohner der Moderne hat die vagen psychosemantischen Schutzsysteme der religiösen Metaphysik durch seine spezialisierten, rechtlich und klimatisch hoch isolierten Wohnzellen (sowie durch die anonymen Solidarsysteme) ersetzt. Die moderne Wohnung ist ein Ort, zu dem ungebetene Gäste so gut wie niemals Zugang haben. Hier müssen toxic people draußen bleiben, wenn möglich auch schlechte Neuigkeiten.“ Der Wohnraum als Filterblase.

Die Idee, der Unterbringung von Menschen in Kabinen, Kapseln oder Luxuswohnsärgen sollte in Trabantenstädten und Banlieus dann doch zu großen Schwierigkeiten führen. Doch je fragiler das Fundament der Avantgarde, desto apodiktischer sind ihre Postulate. Für den Weg zum Neuen Geist hatte Le Corbusier dann auch, „die geistige Bereitschaft für die Serie“ propagiert. Für Trendarchitekten wie Stephen Brower waren die nomadischen Jurten der Mongolei Vorbild für die serielle Immuncity U-Town (1998), für Kisho Kurakawa bereits 1972 in „Nagakin Capsule Tower“ in Tokio waren es stapelbare Kapsel-Einzelkabinen, die nur nicht einem Stapel

von Kisten glichen, weil ja irgendwie auch noch ein Treppenhaus unterzubringen war. In verspielterer Form begegnen wir heute dem Stapelprinzip bei den Container-Citys, eigentlich Villages für Event-Party- und Kreativnutzung mit einem Hauch von Dorfplatz-attitüde, wie wir es hier

ja auch vom Werksviertel kennen. Eine echte Trabantenstadt (oder wie man manchmal lieber wegen des negativen Images der Banlieus sagt: Großwohnraum-siedlung) hat sich München in seiner wechselhaften Stadtplanungsgeschichte trotzdem eingefangen.

Noch vor den Tagen der Connected Isolation wurde Neuperlach Münchens große Tochter für 80.000 Einwohner. Eine Stadt außerhalb der Stadt, auf der noch von Spekulation unberührten grünen Wiese, für ganz normale Menschen. Die grüne Wiese, nach der Umwidmung zum Bauland geworden, hatte für die Eigentümer zwar „die fünfte Fruchtfolge“ zur Folge, aber immerhin konnte in der seit den 1950er sich anbahnenden Wohnungsnot der Plan für eine Satellitenstadt für mehrere Zehntausend Einwohner erstellt werden.

Kurz nach dem Ausklang der 800-Jahrsfeier zur Stadtgründung 1958, hatte Bundesbauminister Paul Lücke dem SPD-Oberbürgermeister Thomas Wimmer einen Höflichkeitsbesuch abgestattet mit der Mitteilung, die Bundesregierung wolle die Mittel bereitstellen für eine Satellitenstadt, um Bayern aus seiner außergewöhnlichen Wohnungsnot zu helfen. Grundsteinlegung für das größte westdeutsche Siedlungsprojekt war am 11. Mai 1967, in rascher Folge wurden die Baugebiete Nord, Nordost und Ost fertiggestellt. Olympiade und Neuperlach, ein gewaltiger Schub, eine Aufbruchseuphorie, verbunden noch mit dem Life-Style eines Swinging Munich rund um Citta 2000, das Blow Up und das Drugstore am Wedekind-Platz in Schwabing. München war damals hip, der Politik wurde vertraut. Bei seiner



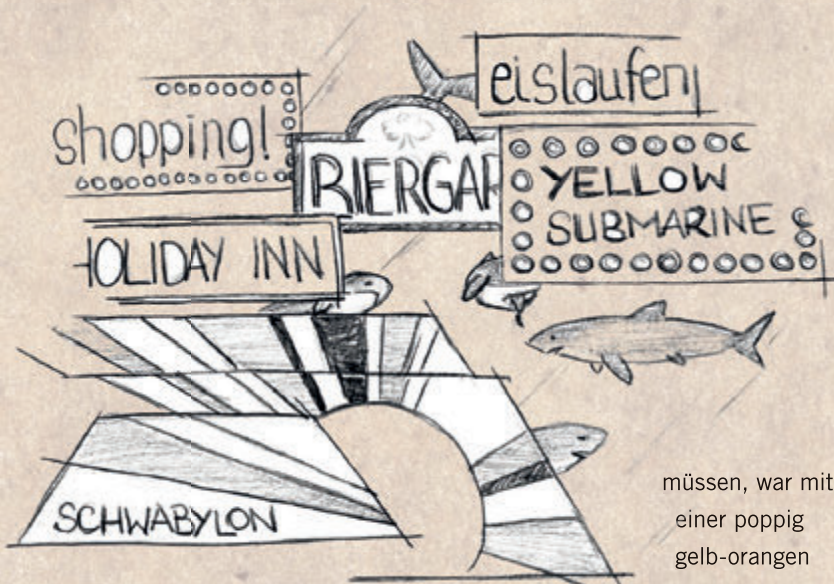
Wiederwahl zum OB erhielt SPD-Mann Vogel im März 1966 78 Prozent der Stimmen. Allerdings ist im Zuge des rasanten Bauens der klobige Trabant Neuperlach für die normalen Menschen Zug um Zug in den breiten Schlagschatten der Olympiade, die alles Licht auf sich zog, geraten. Berater und kritische Stadtplaner wie Alexander Mitscherlich und Hans Paul Bahrdt konnten nicht verhindern, dass wichtige Positionen Egon Hartmanns, des Neuperlacher-Hauptplaners, und Bernt Lauters, des Architekten, verwässert oder nicht beachtet wurden. Die strikt durchgehaltene Trennung des Verkehrs in reine Fußwege und überdimensionierte Straßenzüge nach dem für heutige Tage undenkbareren Muster der „autogerechten Stadt“, die ungenügende Mischung städtischer Funktion und das achtseitige Wohnmonstrum Bernt Lauters mit geplanten 18 Stockwerken, bestehend aus uniformierten Musterwohnungen ohne das „coole“ Image des Intellektuellen-Appartements, all das entsprach leider doch sehr den rigide funktionalistischen Ideen der Charta von Athen des berühmten Le Corbusiers, der im Falle Neuperlach wahrscheinlich nur eine mangelhafte „psychische

„Lüftung“ in seiner Wohnmaschine erkannt, sonst aber frohlockt hätte. Und was macht man heute damit? Vielleicht sollte man einmal der Tatsache auf den Grund gehen, warum ein hoher Prozentsatz der Neuperlacher seit Jahrzehnten der Stadt vor der Stadt treu bleibt, anstatt wegzuziehen. Der Mangel an Alternativen allein wird es nicht sein.

Und wenn wir schon beim Citta 2000, dem Blow Up und dem Drugstore sind: Ebenfalls Ende der 1960er Jahre begann die Flower-Power-Ära Schwabings, mit den Samy-Brüdern, und ihren Club-Hot-Spots für Hipster, die damals Hippies hießen. Damals brachte die legendäre „Sexy-mini-super-flower-pop-up-cola - alles ist in afri-cola“-Kampagne des Düsseldorfers Charles Wilp eine deutsche Cola-Marke aus Köln-Breinsfeld an den Start.

Laszive Mädchen, zum Beispiel als Nonnen verkleidet, posierten hinter einer gefrorenen Glasscheibe und liebkosten ihre Afri-Cola-Flaschen wie... *(Bemühen Sie an dieser Stelle bitte ihre sexuelle Fantasie)*. Die Kirche protestierte. Natürlich. Wann hat sie das heute eigentlich das letzte Mal getan? Die Hippiebewegung freier Sexualität, in den USA durch Herbert Marcuse von der Frankfurter Schule angeschoben, eroberte auch München, dessen Zentrum Schwabing wurde. Auf diesen Zug setzten sich in der Folge mit private-public Finanzierungen auch private Unternehmer wie Otto Schnitzenbaumer, der an der Leopoldstraße westlich des Schwabinger Güterbahnhofs am 9. November 1973 das legendäre Schwabylon eröffnete. Der Bau von Justus Dahinden an der nördlichen Leopoldstraße, wo das Schwabinger Flower-Power-Feeling schon einzufrieren begann, wirkte wie eine Stufenpyramide. Was an Le Corbusier hätte erinnern





müssen, war mit einer poppig gelb-orangen aufgehenden

Sonne übermalt. Das fensterlose Raum-Schiff hatte im Inneren keine Treppen, nur Rampen und passte irgendwie auch zur gleichzeitig in Geiseltage produzierten Sci-Fi-Serie Orion. Aber der jugendliche Zeitgeist ist flüchtig. Obwohl der „atmende Organismus“, wie ihn Architekt Justus Dahinden bezeichnete, in seinen Eingeweiden nun wirklich alles, was zu diesem Zeitpunkt konsumierbar war, beinhaltete, wurde bereits ein Jahr nach der Eröffnung 86 Ladenmietern gekündigt. Und 1979 wurde das Ladenzentrum auch schon wieder abgerissen. Es darf darüber nachgedacht werden, ob es nicht gerade das All inklusive-Angebot sämtlich denkbar möglicher menschlicher Sensationen in totaler Komprimierung war, das zum Scheitern führte. Eine Stadt ist ja immer auch die Antwort auf die Frage:

Was braucht der Mensch zum Leben?

Das Schwabylon offensichtlich nicht. Dieses Labor der Konsumkonditionierung mit mehreren Dutzend Läden, Boutiquen und Galerien, zwölf Restaurants, einem Biergarten, einer Agora nach dem Vorbild der alten Griechen, einer Spiel-, einer Box- und einer Rockhalle, einem Kino, Sportanlagen, Fitnessmaschinen, Thermen, Sauna, Solarium, Schwimmbad, Kunsteisbahn und einem Nachtclub im „Yellow Submarine“ des Holiday Inn mit einem 600.000 Liter fassenden Wassertank, in dem 30 Haie schwammen. „Urbanutopie der westlichen Zivilisationsgesellschaft“ hieß das nach Architekt Dahinden und als psychosemantischer Benutzerhinweis noch etwas spezieller: „Der introvertierte Architekturräum lässt zu jeder Tag- und Nachtzeit die Machbarkeit eines gezielten audiovisuellen

Milieus zu“. Der letzte Akt der Barbarella-Pop-Tragödie vollzog sich im Januar 2013, als das Holiday Inn und der Nachtclub abgerissen wurden. Doch das Scheitern großer Ideen war schon immer ein fleißiger Helfer der Stadtentwicklung. Und so verdanken wir dem Fall des Schwabylons heute das neue „Schwabinger Tor“. Dort, auf 4,2 Hektar, in einer Länge von einem halben Kilometer entstehen 200 Mietwohnungen, Geschäfte und ein Hotel mit 275 Zimmern. „Mit der Hamburger Thomsen Group wurde eigens ein Strategieberater beauftragt, der herausfinden sollte, was das gut funktionierende Quartier der Zukunft ausmacht. Wichtig sei eine Mischung unterschiedlicher Menschen“, wie Alfred Dürr in der Süddeutschen Zeitung schrieb. Doch wie sieht diese unterschiedliche Mischung aus?

Man braucht auf der Website nicht weit zu suchen: Unter dem „Tor zu urbaner Vielfalt“ springt einem alsbald die erhoffte Belebung des Quartiers durch die sich scheinbar ewig reproduzierende Masse junger Kreativer und Künstler entgegen, die in vollverglasteten Ateliers das mythische Schwabing von Fanny von Reventlov bis zu Jimmy Hendrix und Tangerine Dream mit psychedelischen LED-Parties dort bitte feiern werden sollen. Dazu servieren die Projektkenner etwas Co-Working, Car-Sharing und Sharing überhaupt mittels eigener Sharing-App, Unterstützung für Start-Ups ... alles, was die Jugend heutzutage zum Leben braucht. Aber ist es das wirklich? Wer hat mit der Jugend eigentlich jemals darüber gesprochen? Lediglich ein Topic der Jugendanbiederung ist am Schwabinger Tor vergessen worden: Übungsräume! Doch darum kümmert sich ja derzeit das Kulturreferat mit dem Projekt eines mobilen Bus-Übungsraums. Ist DAS eigentlich diese neue Mobilität, von der derzeit alle immer reden?

Ein Bus als Übungsraum.

Nichts ist mehr in Afri Cola.

Aber die Suche nach der Jugend, nach dem Neuen in der Stadt, geht weiter.

charivari 95.5

m ü n c h e n s h i t r a d i o

**MÜNCHENS
HITRADIO**

**RADIO
AN**



Die neue App



charivari.de

Folge uns auf



ZUKUNFTS- ANGST?



Warum Innovationen immer auch an
Widerständen wachsen müssen >

Text
Jan Kluge

<
Das einmal Schafe mitten
in München auf einer
Stadtalm leben werden,
hätte vor zehn Jahren
auch keiner gedacht.

„Das Universum verändert sich“, sagte Harl. „Und wir müssen uns mit ihm verändern. Wir müssen mit dem Markt gehen. Augenblicklich zieht der Markt an. Neue Zielsetzungen. Neue Techniken. Die Zukunft ist...“

„Erzählen Sie mir nichts über die Zukunft“, sagte Ford. „Ich war überall in der Zukunft. Hab mein halbes Leben da verbracht. In der Zukunft ist es genauso wie überall sonst. Jederzeit. Derselbe Quatsch wie früher in schnelleren Autos und mit schlechterer Luft.“

aus „Einmal Rupert und zurück“ von Douglas Adams

Wer über Innovationen nachdenkt, landet ziemlich schnell in der Zukunft. Schließlich formen Innovationen unsere Zukunft und geben ihr eine Gestalt. Dabei dauerte es eine ganze Weile, bis wir Menschen überhaupt so etwas wie eine Zukunft hatten. Noch bis ins 18. Jahrhundert hinein galt den Menschen ihr Schicksal – und damit ihre Zukunft – als vorherbestimmt. Alles, was geschah, beruhte nicht etwa auf der Folge von Entscheidungen oder der disruptiven Kraft von Innovationen – Es war schlicht der Wille Gottes.

Mittlerweile haben wir uns aus dieser Vorstellung von Zukunft befreit und wännen uns stattdessen selbst als Schöpfer der kommenden Zeit. Es gibt sogar Menschen, sogenannte Zukunftsforscher, welche die Zukunft zu einem Beruf gemacht haben. Trotz ihrer vielbeachteten Arbeit ist die Sache mit der Zukunft jedoch noch immer höchst kompliziert, wie der Blick auf die schönsten falschen Prognosen der letzten 100 Jahre zeigt. „Wer zum Teufel will den Schauspieler sprechen hören?“, fragte sich 1927 der Chef von Warner Brothers, Harry M. Warner. Noch 1943 war der damalige CEO von IBM, Thomas Watson, davon überzeugt, dass es „einen Weltmarkt für vielleicht fünf Computer“ gebe. Und Robert Metcalfe,

der Entwickler der Ethernet-Schnittstelle, die Computer zu Netzwerken verbindet, prophezeite 1995: „Das Internet wird wie eine spektakuläre Supernova im Jahr 1996 in einem katastrophalen Kollaps untergehen.“ Heute muten diese Zukunftsirrtümer unglaublich an, zumal sowohl Warner, als auch Watson und Metcalfe absolute Experten in ihren Fächern waren.

Ob all die abertausenden fehlgeschlagenen Annahmen mit dazu beigetragen haben, dass es in der letzten Zeit ziemlich ruhig um die Zukunft geworden ist? Zwar redet jeder gern davon, oder schmückt sein Unternehmen mit der Zukunft, doch eine wirkliche Utopie, eine echte Vision für die Zukunft, bleiben die meisten schuldig. Sind wir etwa einsichtig geworden, dass es ja doch immer anders kommt, als wir denken? Oder ist die wachsende Komplexität der Gegenwart schuld daran, dass wir uns kaum mehr trauen, eine detaillierte Vorstellung von der Zukunft zu entwickeln? Wir haben schließlich genug damit zu tun, das Hier und Jetzt zu verstehen. Wie sollen wir uns unter diesen Umständen auch noch ein Bild von der Zukunft machen? >



Was müsste dringend noch erfunden werden?

Wir fragten die Siedler im Werksviertel nach Dingen, die sie sich für die Zukunft wünschen

Eine schneller wachsende Natur.



Das Beamen, um in Sekundenschnelle an jeden Ort der Welt zu gelangen.



Ein Computer, der meine Gedanken lesen und aufzeichnen kann.



Einen Babelfisch wie aus „Per Anhalter durch die Galaxis“, den man sich einfach ins Ohr steckt und mit dem man jede Sprache versteht.



Ein soziales Netzwerk, in dem Bekanntheit und Reichweite daraus entstehen, wie viel über jemanden geschrieben und veröffentlicht wird und das nicht selbstdarstellend ist.



Ein Fitnessstudio, das sich komplett mit der Energie versorgen kann, die von den Sportlern erzeugt wird.



Ein Tool, das mir aus dem Scannen meiner Präferenzen auf Social Media und Websites Empfehlungen für meine berufliche Weiterbildung gibt.



Ein digitaler Koch, der als Hologramm in meiner Küche steht, mir beim Kochen zuschaut und mich dabei verbessert und anleitet.



Flugtaxis. Die wären schon praktisch. Aber nur, wenn sie wirklich nachhaltig sind, und lautlos und autonom fliegen.



Supermärkte mit einer Urban-Farming-Gärtnerei auf dem Dach. Und mit den Produkten aus der Gärtnerei werden die Obst- und Gemüse-regale des Marktes gefüllt.



Universalknete, die man in ein stabiles Werkzeug oder in jeden Gegenstand kneten kann, den man gerade braucht. Braucht man ihn nicht mehr, verwandelt man die Knete wieder in etwas anderes.



Eine Zahnbürste, die einem nach dem Zähneputzen sagt, ob man gesund ist oder besser zu einem Arzt gehen sollte.



Sich selbst reinigende Wohnungen und Möbel.



Das Holodeck aus Star Trek.



Ein Radio, das meine Stimmung erkennt und die passende Musik dazu spielt.



Ein unabhängiger Eignungstest für Politiker, mit dem man herausfinden kann, ob derjenige wirklich am Gemeinwohl interessiert ist.



Vielleicht ist die Sache mit der Zukunft aber auch deshalb so kompliziert, weil wir es immer noch nicht ganz geschafft haben, unsere Einstellung zur Zukunft und zu visionären Innovatoren grundlegend und positiv zu verändern. „Elon Musk ist ein Visionär und Spinner“ schrieb die FAZ unlängst über den amerikanischen Unternehmer, der derzeit nicht nur versucht die Automobilbranche, sondern mit dem Hyperloop auch die Mobilitätsbranche und mit seiner SpaceX-Rakete die Raumfahrt zu revolutionieren.

Kevin Kühnert, der 30-jährige JUSO-Vorsitzende, der immer wieder gern mit frischen politischen Ideen auf sich aufmerksam macht, bekam vor einiger Zeit vom 60-jährigen Sigmar Gabriel – ebenfalls SPD-Mitglied – den Rat, lieber erstmal arbeiten zu gehen und dann mit der Politik weiterzumachen. Legen Feministinnen wie Margarete Stokowski oder Teresa Bücker in ihren Büchern oder Kolumnen ihre Ideen von einem anderen gesellschaftlichen Miteinander von Frau und Mann dar, erwarten sie danach nicht etwa nur abwägende,

interessierte Diskussionen, sondern viel zu oft Gewaltandrohungen und Hass.

Kommt jemand in München auf die Idee, mitten in der Stadt Schafe auf einer Dachgartenalm eines Bürogebäudes zu halten, dann halten viele das erstmal für exzentrisch und nicht etwa für einen ersten wichtigen Baustein einer nachhaltig konzipierten Stadt. Und mit Sicherheit werden sich die Ökonomen, die derzeit versuchen eine Wirtschaftsordnung zu entwickeln, die ohne Probleme auch in Zeiten

einer lebensbedrohenden Pandemie trotz Lockdown-Maßnahmen funktioniert und die Existenz aller Menschen sichert, ob der damit notwendigen Umverteilung wahlweise als Radikale oder Ahnungslose beschimpfen lassen müssen.

Ob Gesellschaftsordnungen, Nachhaltigkeit, Gleichberechtigung, Rauchverbot in Restaurants, Veggie-Day in der Kantine, Tempolimit auf der Autobahn, Grundeinkommen, Wind- und Solarenergie, Blockchain als Geldersatz, digitale Demokratie oder Nächstenliebe und Christentum – Wann immer Menschen es wagen, Dinge grundlegend anders denken und unsere Welt zu innovieren, schlägt ihnen erst einmal Ablehnung und Unmut entgegen.

Das müssen Innovatoren aushalten. Denn eine Welt, die sich ändert, zwingt jeden von uns aus seiner Komfortzone. Wir müssen lernen, um uns in dieser neuen Welt zurechtzufinden. Unser Gehirn muss Stück für Stück sein neuronales Netzwerk umbauen. Dieser Prozess tut weh und sorgt für schlechte Laune.

Erst, wenn wir erfolgreich gelernt haben, wenn das Problem gelöst ist, wandelt das damit verbundene Erfolgserlebnis unseren Unmut in Glücksgefühle um. Wie Menschen mit Innovationen und der Zukunft umgehen, hängt daher maßgeblich von ihrer Bereitschaft und ihrer Fähigkeit zu lernen ab.

Doch wie lernt man eigentlich am besten? Wie erhält man sich die Bereitschaft ein Leben lang positiv auf Veränderungen zu reagieren? Die wohl wichtigste Erkenntnis der Hirnforschung aus den letzten Jahren lautet, dass unser Gehirn nicht bloß eine Reiz-Reaktionsmaschine ist, sondern ein Sozialorgan. Unser Denken und unser Bewusstsein entwickeln sich nicht aus sich selbst heraus, beides wird vielmehr entscheidend durch unsere Interaktionen mit anderen Menschen geprägt.

Um zu lernen, um Lösungen für Probleme zu entwickeln, brauchen wir daher vor allem eines: gute und vertrauensvolle Beziehungen zu anderen Menschen, an denen sich unser Denken entwickeln und entfalten kann. Genau das ist es, was unsere Städte so wertvoll macht. Jeden Tag können in ihnen neue wandlungsfähige, vielfältige Netzwerke entstehen, die ständig in Bewegung bleiben. Im Grunde genommen funktionieren Städte nicht viel anders als unser Gehirn.

In der sogenannten Vermächtnis-Studie 2019, in der die ZEIT, WZB und das infas institut untersuchten, welchen Rat, welche Ideen und Wertvorstellungen die Deutschen den nachfolgenden Generationen für die Zukunft mit auf den Weg geben würden, sprachen sich erstaunliche 70 Prozent der Befragten dafür aus, dass es wichtig sei, ein Leben lang offen für Neues zu bleiben und zu lernen. Ein solches Statement hatten die Forscher in dieser Deutlichkeit nicht erwartet. Vielleicht lässt sich das Ergebnis der Studie besser einordnen, wenn man sich vor Augen führt, dass in Deutschland mittlerweile 77 Prozent der Menschen in Städten oder Metropolregionen leben. Vielleicht sind wir, was einen positiveren Umgang mit Innovationen angeht, schon jetzt auf einem ganz guten Weg. Und wer weiß, womöglich sind mit der weltweiten Urbanisierung, der Verstädterung unserer Welt, die wir derzeit erleben, ja doch viel bessere Zukunftsaussichten verbunden, als sich so mancher derzeit vorstellen kann.

Ist es ein Zufall, dass derzeit konsequent urban ausgerichtete Stadtentwicklungsprojekte wie das Werksviertel in München, die Seestadt Aspern in Wien, der Holzmarkt in Berlin, die Superblock-Viertel in Barcelona oder die autofreie Innenstadt in Amsterdam eine derart positive Beachtung finden? Wohl kaum, denn diese Orte sind ein Versprechen. Denn was uns trotz der so wichtigen Offenheit für Neues noch immer fehlt, ist ein konkretes Bild unserer Zukunft, das Lust auf diese Zeit macht. Ein Ziel. Eine Vision. Etwas, von dem man das Gefühl hat, das es schön wäre, dorthin zu gelangen.

Gelingt es uns nämlich nicht, dieses Bild zu entwerfen, könnte etwas passieren, vor dem der Gelehrte Konfuzius schon vor 2500 Jahren gewarnt hat: „Wenn der Mensch nicht über das nachdenkt, was in ferner Zukunft liegt, wird er das schon in naher Zukunft bereuen.“

<
Welches Bild machen wir
von unserer Zukunft?

DAS  ORIGINAL
ORIGINAL SERVIERT

FÜR ALLE, DIE DAS ORIGINAL LIEBEN.

COKE AUS DER KLASSISCHEN GLASFLASCHE.



DAS WERKS- VIERTEL

Leben + Stadt + Kultur

24 Stunden
Werksviertel

Seite 72

News

Seite 80

Aus-
gezeichnetes
Gastro-
konzept

Seite 82

Menschen
im
Werksviertel

Seite 92

Zeitplan

Seite 104



an einem
Sonntag um

12 h

Knödelplatz
Speicherstraße

Kunterbunte Seifenblasen, die auf dem
Juki Festival

in der Luft tanzen. Werden wir diese
unschuldig-schönen Momente des
Zusammenseins im Oktober wieder
erleben dürfen?

24 STUNDEN WERKSVIERTEL

Leben rund um die Uhr – danach sehnen wir uns alle wieder. Unser Rückblick auf anregende, spannende und irgendwie besondere Momente im Werksviertel >



ein Montag um

21^h

WERK12
Speicherstr. 20

State of the Fitness Art: das neue
Body+Soul
im WERK12. Perfekt, um dem
Alltag sportlich zu entfliehen.

ein Samstag um

11^h

whiteBOX
WERK3
Atelierstr. 18

Kann man mit Code die Welt
retten? Einen Versuch ist es
allemaal wert, beim ersten
„Jugend hackt“-Event
in München.





Was gucken Sie denn so? Haben Sie etwa noch nie ein Schaf gesehen? – Gib Ruhe, es war halt nicht jeder früher auf der Almschule.

*an einem
Mittwoch um*

14_h

WERK3
Speicherstr. 11



In einer Gondel durch den Münchner Himmel schweben? Möglich wird das mit unserem Riesenrad.

ein Donnerstag um

16_h

Riesenschwungrad
Atelierstr. 11



an einem
Samstag um

6_h

**Konzertsaal-
Baustelle**
neben dem WERK3
Atelierstr. 18

Musik aus einer vollkommen neuen
Perspektive entdecken:
Piano Vertical.
Klavier und Spieler hängen in luftiger
Höhe an einem Kran. Die Musik wurde
zum Publikum per Kopfhörer übertragen.
Verrückt? Verrückt! Wie geniale Kunst
nunmal so ist.



So sehen Sieger aus.
Beim sogenannten
Quattrolon
mit den Disziplinen
Schwimmen, Radfahren,
Laufen und E-Auto
fahren.

an einem Mittwoch um

17_h

Knödelplatz
Speicherstraße



Aus dem Werksviertel-Grundgesetz:
§ 5 Absatz 1.
Ein Arbeitstag beginnt erst nach dem
ersten Kaffee (groß) und einem Stück
bestem Kuchen in der
Kaserne de Janeiro
im Container Collective.

an einem Montag um

10_h

**Kaserne de
Janeiro**
Container Collective
Atelierstr. 24

an einem
Sonntag um

WERKSVIERTEL-NEWS > LEBEN

10

.30 h

München Hoch5
WERK3
Atelierstr. 10

Besonders in schwierigen Zeiten
gibt Glaube Halt. Etwa auf unserer
Bergmesse
auf dem Dach des WERK3.



an einem
Samstag um

21

.30 h

Knödelplatz
Speicherstraße

Fuchs, du hast die Gans gestohlen...
Street Art
im Container Collective und auch sonst
überall im Werksviertel-Mitte.





Gute Ideen brauchen eine Plattform. Diese wurde 2009 mit dem Stadtmagazin MUCBOOK geschaffen. Ein Medium für die Münchner Kreativszene, ein virtueller Raum für, mit und über innovative Akteure, eine Brücke zwischen Kreativität und wirtschaftlicher Innovation. Mit einem Raumnutzungskonzept macht sich das MUCBOOK CLUBHAUS jetzt den Leerstand Münchner Immobilien zu nutze: Mit sinnstiftender Zwischennutzung durch Coworking, Workshops und Events löst sich der Widerspruch von ungenutzten Flächen und fehlenden Räumen in unserer Stadt.

DEIN RAUM FÜR INSPIRATION

Diese in Print und im Internet verortete Verbindung entwickelte sich weiter. Die Bewegung und die Motivation, die durch das Zusammenkommen über das Magazin entstand, wurde zum Leben erweckt. Aus dem virtuellen Raum der Begegnung wurde ein fühl- und begehbarer Raum: Willkommen im MUCBOOK CLUBHAUS!



AMORE – EIN MUCBOOK CLUBHAUS
Schillerstraße 3a

MUCBOOK CLUBHAUS



MUCBOOK CLUBHAUS DANKT:

JANUA®



FREI FRAU®
- Sitzmöbelmanufaktur -

MAGAZIN®

raumgestöber

Lindner

CAMPARI



KOMM WORKSHOPPEN ☺

Tel. 0157 30 97 99 07
Mail. sheila@mucbook.de
www.mucbook.de/Clubhaus



BREAKOUT – EIN MUCBOOK CLUBHAUS
Bayerstraße 25



EVENT, WORKSHOP, POP-UP: MÜNCHENS EINZIGARTIGER SPACE FÜR NEUE IDEEN

Ladengeschäft, Seminarraum, Eventfläche, Besprechungszimmer: In jedem MUCBOOK CLUBHAUS kannst Du zwischen verschiedenen Räume wählen – je nach Anlass und Konzept. Von der Business-Breakout-Session und Strategie-Meeting über Yoga-Workshop und Storytelling-Masterclass bis hin zu Pop-Up-Store und Kunstausstellung – in drei Locations findet jeder den Ort, um seine Projekte im inspirierenden Umfeld anzupacken oder die eigenen Ideen sichtbar zu machen. Das MUCBOOK CLUBHAUS unterstützt Dich mit seinem Netzwerk und hilft dir dabei, dein Vorhaben sichtbar zu machen. Vom Kleinen ins Große, von Dir zu Allen – mit uns, mit Deinem MUCBOOK CLUBHAUS.

#AmorefürdeineLocalso

HOME BASE – EIN MUCBOOK CLUBHAUS
Westendstraße 78



NICHT VERPASSEN!

Normalerweise informieren wir an dieser Stelle unsere Leser über die kommenden Veranstaltungshighlights im Werksviertel-Mitte.



> Der fünf Meter große Kommentar am WERK12 zu Corona und den zurückliegenden Wochen und Monaten

Etwa über den legendären Nachtflohmarkt, über unsere Bergmesse auf dem Dach des WERK3, über Konzerte in Technikum und TonHalle, über Lesungen und Comedy, über Ausstellungen oder Performances in der whiteBOX... Kunst, Kultur und Events sind ein wichtiger Teil des Lebens im Werksviertel-Mitte.

Woher, wenn nicht von Künstlern, die die Welt schon immer mit anderen Augen gesehen haben, bekommen wir neue Ideen und Impulse? Wer, wenn nicht die Kunst, bringt uns zum Lachen und Nachdenken? Und wer, wenn nicht die verschiedensten Bands, die Woche für Woche im Werksviertel und anderswo auftreten, kitzeln mit ihrer Musik Emotionen aus uns heraus, die im Alltag oft unter einem Berg aus Arbeit verschüttet sind? Aber normal gibt es eben momentan nicht.

Wir können gar nicht sagen, wie sehr wir die lebendige Atmosphäre rund um den Knödelplatz vermissen. Da strömen beispielsweise erschöpfte Eltern mit ihren glücklichen Kindern vom Konzert eines Teeniestars aus der TonHalle und linsen sehnsüchtig Richtung GinCity – aber da der Nachwuchs dabei ist, wird es dann doch eher ein Abendessen im Guatemuc. In der Bar Of Bel Air nimmt langsam das Gedränge zu. Noch immer sind die meisten beschwingt von den Sundowner-Glücksgefühlen von vor zwei Stunden. (Oder rührt das Beschwingtsein doch eher von den gefährlich gut und stark gemixten Cocktails?) Unter die jungen Leute mischen sich hier und da auch Feingeister, die bei einem Glas Weißwein, eine digital untermalte Tanzperformance in der whiteBOX Revue passieren lassen. Dazwischen schlendern frisch geduschte body + soul-Besucher, die ihren Elektrolyt-haushalt mit einem Bier wieder auffrischen...

Zum Redaktionsschluss unseres Magazins gab es noch keinen Fahrplan, ab wann und unter welchen Auflagen wir wieder gemeinsam tanzen, singen, erleben und lachen können. Vielleicht gibt es – wenn Sie dies lesen – schon Ideen, wie man bestimmte Veranstaltungen trotz physikalischer Distanz ermöglichen kann – „soziale Distanz“ ist und bleibt die falscheste Begrifflichkeit der Corona-Zeit.

Vielleicht müssen wir uns jedoch auch noch immer gedulden.

Aktuelle Informationen zu Veranstaltungen und aktuellen Regelungen finden Sie auf unserer Website werksviertel-mitte.de oder in unseren Social-Media-Kanälen
@ f i y

je einmal die Woche
seit April 2020,
16 Uhr

WERKSTREAM

[werksviertel-mitte.de/
werkstream](http://werksviertel-mitte.de/werkstream)

live auf Instagram,
Facebook & Youtube

WERK stream

live aus...

Das Werksviertel-Mitte gibt es nicht nur zum lesen, sondern auch zum gucken. Jeden Tag live oder aber im WERKstream, in dem wir euch Menschen, Shops, Bars, Restaurants, neu eröffnete Werke, Kunst... eben die gesamte Vielfalt des Viertels zeigen.



Lieferdienst mit HeyMinga

täglich
seit April 2020,
11-15 Uhr

WERKSHUTTLE

[werksviertel-mitte.de/
werkshuttle](http://werksviertel-mitte.de/werkshuttle)

Mindestbestellwert
10 Euro,
Lieferradius 10 km

Nachbar- schaftshilfe

Wenn die HeyMinga-Busse schon nicht auf Stadtrunfahrt mit Touristen, Münchnern oder Unternehmen gehen können, bringen sie eben in einem Umkreis von 10 km das Beste aus den Lokalen und Shops des Werksviertel-Mitte zu euch nach Hause.

täglich
seit April 2020,
rund um die Uhr

SIEDLERKARTE

[werksviertel-mitte.de/
siedlerkarte](http://werksviertel-mitte.de/siedlerkarte)

Ich für Dich

Roller oder Autos mieten, Rabatte für Events- und Konzerte einheimsen, Bargeldlos bezahlen und dabei Knödel als Prämie kassieren. Mit den Knödeln den nächsten Cocktail bezahlen... Die Siedlerkarte ist dein Schlüssel zum Werksviertel-Mitte. Wer bekommt sie? Jeder, der im Werksviertel arbeitet. Also, auf die Knödel, fertig, los!



WIE SCHMECKT'S DENN? AUS- GEZEICHNET!



Wer sich durch die Lokale, Bars und Imbisse im Werksviertel-Mitte isst und trinkt, wird dabei nicht nur satt und satt, sondern erlebt gleichzeitig die kulinarische Blaupause des urbanen Werksviertel-Mitte-Bauplans, der auf ständige Abwechslung, Kontraste, sowie Vielfalt setzt. Ein Rundgang >

Text
Daniel
Wiechmann

Schon der Eingang ins Werksviertel-Mitte zwingt eine erste Entscheidung herbei. Trinkt man seinen Kaffee lieber auf der Terrasse des Guatemuc, einem kleinen Café mit guatemaltekischen Spezialitäten, und beobachtet von dort das Kommen und Gehen im Werksviertel? Oder nimmt man vor dem ausgebauten Schiffscontainer der Kaserne de Janeiro Platz. Dort locken schließlich zahlreiche Sitzgelegenheiten, wie Liegestühle oder aus Europaletten zusammengezimmerter Emporen. Kein Wunder, dass so manches Team aus den umliegenden Büros seine Meetings bei schönem Wetter im Freien statt abhält. Über der Kaserne befindet sich die Bar Of Bel Air. Auf dem „Sonnen-deck“ im Werksviertel genießt man den wohl entspanntesten Sundowner der Stadt. Wenn an den Wochenenden im benachbarten Club-Container Musik aufgelegt wird,

verwandelt sich das kleine Areal vom gemütlichen Dorfplatz in einen energetischen Hotspot.

Ein kleines Stück hinter Guatemuc und Container Collective liegt der Knödelplatz. Auch hier spiegeln die zahlreichen Bars, Cafés und Restaurants die urbane Vielfalt des Werksviertels. Im bayerischen Lokal Zum Riederstein wird bewusst mit der modernen Atmosphäre im Werksviertel gebrochen.

Bei Khanittha kochen sich die umtriebige Monthi Saparp und ihr Team mit einer ansteckenden Leidenschaft durch die thailändische Küche. Bei Aloha Poke gibt es Bowls, bei Forno Veloce wird Pizza gebacken. Ein paar Meter weiter brutzeln Currywurst auf dem Grill im WERKswurst-Imbiss. Die Grünfee macht mit allerlei Salaten glücklich. Und dann sind da ja auch

>
Mittagspause oder Open-Air-Meeting? Die Übergänge sind im Werksviertel-Mitte oft fließend





>
 Bester Sundowner ...

>>
 ... und Heimatfood im
 Zum Riederstein ...

>>>
 ... Kulinarische Vielfalt im
 WERK3-Foodcourt



noch die syrischen Spezialitäten des Aleppo Grills und die Burrito-Auswahl bei Pure Burrito. In der kunst-Werk-küche erlebt man zusätzlich zum kulinarischen Angebot das funktionierende Miteinander von behinderten und nichtbehinderten Menschen im Serviceteam. Die Vielfalt des Angebots in den Lokalen und Imbissen würde jedem internationalen Spezialitätenmarkt zur Ehre gereichen.

Vor allem zur Mittagszeit herrscht auf dem Knödelplatz daher auch ein buntes Durcheinander an den Freilufttischen. Da sitzen Anzugträger neben blassen Nerds, Office-People im Mark-Forster-Look neben lässigen Baggypants-Trägern. Die gesamte urbane Vielfalt des Viertels spiegelt sich an den Tischen wider, denn Essen und Trinken, muss jeder, die jungen Gründer aus dem WERK1 ebenso wie die Kreativen aus dem WERK3 oder die Sportler aus dem WERK12.

Wer wissen will, wie sich Urbanität anfühlt, dieses mystische Sehnsuchtsgefühl, dem die Menschen in der Stadt Tag für Tag nachjagen, muss sich nur für ein paar Minuten

auf den Knödelplatz stellen. Umgeben von derart viel Leben stellt sich unweigerlich schon bald ein wohliges Hochgefühl ein.

Zu den größten Irrtümern der Urbanität gehört jener, dass sie planbar sei. Das ist sie nicht. Dass das Werkviertel-Mitte dennoch ein derart urbaner Ort ist, verdankt das Stadtquartier der Tatsache, dass es konsequent auf Kontraste und Vielfalt setzt, dass es Dinge eben nicht plant, sondern zulässt. Dass es den Mietern im Viertel die Möglichkeit bietet, neue Ideen auszuprobieren. Nicht umsonst werden die Mieter hier Siedler genannt.

Das Werkviertel-Mitte versteht sich als ein Neuland, das entdeckt und gestaltet und vor allem auch nachhaltig organisiert werden will. So soll in Zukunft beispielsweise eine sogenannte Kompostrakete, in einem Nachhaltigkeitsprojekt Speisereste der Gastrobetriebe zu Humus verwandeln. Der wiederum wird zur Begrünung des Viertels oder in der Stadtalm auf dem Dach des WERK3 eingesetzt. Das neue Denken in organischen wirtschaftlichen Kreisläufen gilt eben nicht nur für das gastronomische Konzept. Aber eben auch, und es sorgt mit

dafür, dass das gastronomische Angebot des Werkviertel-Mitte so besonders ist.

Als der Leaders Club 2019 die innovativsten Gastronomiekonzepte Deutschlands nominierte, gehörte auch das Werkviertel-Mitte dazu und wurde schließlich sogar mit einer Bronzenen Palme ausgezeichnet. Der Leaders Club begründete seine Wahl wie folgt: „Die Gastronomie im Werkviertel-Mitte wirkt als verbindendes Element und Katalysator für die Entwicklung des neuen Stadtquartiers am Münchner Ostbahnhof. Das Viertel, seine Restaurants und sein Nachtleben stehen beispielhaft für die Rückeroberung des öffentlichen Raums durch Münchner und Touristen, Hoch- und Subkultur, Leben, Arbeiten, Unterhaltung und Kunst. Die kulinarische Vielfalt spiegelt dabei die allumfassende Rolle von Essen und Trinken als Grundlage eines urbanen Miteinanders wider: das größte soziale Netzwerk der Welt.“

Übersetzt könnte man auch sagen: In einer Stadt geht es immer darum, mit anderen Menschen zusammen zu kommen und zusammen zu sein. Und das klappt im Werkviertel-Mitte ganz hervorragend.

<
 Dschungelgefühle im
 Guatemuc

„ICH BIN ANGENEHM BAFF, WAS FRAUEN MITTLERWEILE AUF DER BÜHNE ALLES ERZÄHLEN“

Text
Das
Redaktions-
Team



<
Frauen, die an Flaschen
lecken: Helene Bockhorst
auf der München-Premiere
des Quatsch Comedy Clubs

Vor etwas mehr als 25 Jahren starteten Thomas Hermanns und sein Team den Quatsch Comedy Club und stießen damit eine Humorrevolution in Deutschland an. Dass der legendäre Stand-Up-Abend nun auch in der NachtKantine zuhause ist, verdankt München einem betrunkenen Abend, an dem Hermanns glaubte, mitten in der Stadt Schafe zu sehen – und dann waren die tatsächlich echt

Herr Hermanns, haben Sie heute schon gelacht?

Aber ja, über das Bild eines Freundes, der in Thailand auf einem Motorrad saß. Und dieses Bild entsprach nicht ganz den Bildern, die ich sonst von ihm im Kopf habe.

Vergeht Ihnen eigentlich auch manchmal das Lachen? In

Deutschland wird ja immer wieder gern darüber diskutiert, worüber man lachen darf und worüber besser nicht.

Das Lachen vergeht mir eigentlich nie. Aber Sie haben Recht, gerade in Deutschland war und ist die Humorpolizei schon immer sehr aktiv. Die Frage, wann der Comedy-Boom endlich vorbei sei, habe ich zum ersten Mal 1993 beantwortet und seitdem jedes Jahr in zahlreichen Interviews. Wenn jemand fragt, worüber man lachen darf, will ich zuerst einmal wissen, wer das fragt und warum er das fragt.

Welche Rolle spielen diese beiden Aspekte?

Sehen Sie, es ist unglaublich einfach, einen gesprochenen Gag aus einer Nummer herauszunehmen, ihn abzudrucken und daneben zu schreiben, ob man das nun sagen dürfe. Das Problem daran ist, dass der Gag aus seinem Kontext gerissen wird. Es ist aber notwendig, sich bei einem Gag den Kontext der gesamten Nummer bewusst zu



^
„Was darf's für die Dame und den Herrn heute sein?“ „Vier lustige Comedians bitte.“ „Aber gern, die kommen sofort...“ Im Quatsch Comedy Club in der NachtKantine



QUATSCH COMEDY CLUB

Der Münchner Quatsch Comedy Club findet immer freitags und samstags in der NachtKantine statt.

Vier unterschiedliche Comedians und ein Moderator führen durch den abwechslungsreichen Abend.

Tickets gibt es ab 19 Euro unter www.quatsch-comedy-club.de.

machen. Wer hat es gesagt? Wo hat er es gesagt? Wofür steht der Künstler oder seine Figur, für welche Werte? Es macht einen Riesenunterschied, ob ich, Thomas Hermanns, etwas sage, oder ob ein Olaf Schubert das Gleiche sagt. Gedruckt wirken Gags auch oft ganz anders als gesprochen. Eine solche Analyse im Kontext erfordert jedoch eine große Genauigkeit. Fehlt diese, bewegen wir uns meist nur im oberflächlichen digitalen Aufschreibemodus. Da schalte ich jedoch meist ab. Die echte Diskussion von den richtigen Leuten geführt, finde ich übrigens spannend.

Wenn Sie auf die Entwicklung der Comedy-Szene der letzten Jahre schauen, was ist da bei Ihnen hängen geblieben?

Die wohl wichtigste Entwicklung ist, dass wir überhaupt eine Comedy-Szene haben. Vor 25 Jahren gab es die noch nicht. Damals gab es Kleinkunst und Kabarett. Comedy kannte kein Mensch. Wir waren damals fünf Leute, die an einem Tisch zusammensaßen und sich gesagt haben: Jetzt machen wir das mal. Wir haben uns Videos von Eddie Murphy angeschaut und gesehen: Okay, Stand-Up, das ist ein Mann oder eine Frau, ein Mikro und lustig erzählte Alltagsgeschichten. Als wir angefangen

haben, wussten jedoch weder die Leute vor der Bühne noch die auf der Bühne, was genau sie erwartet. Am Anfang musste ich Leute sogar noch überreden, sich überhaupt auf die Bühne zu stellen. Wenn ich heute beim Comedy-Preis bin und sehe alle Comedians mit ihren Managern und mit ihren Tour-Plänen und mit ihren DVD-Verträgen ... Das hätten wir uns nicht träumen lassen, dass aus den fünf Leuten am Tisch einmal eine ganze Industrie wachsen würde.

Bedauern Sie diese Entwicklung manchmal auch?

Nein, das Gute an so einer Industrie ist, dass es für alle genügend Arbeit gibt, und dass der Zuschauer eine breite Auswahl hat, welche Marke er gucken will. Comedy ist ja geschmacklich ein riesiger Teppich. Am Anfang musste man sich manchmal mit dem begnügen, was es gab. Heute bespielen Comedians sogar riesige Arenen, was ich für Stand-Up-Comedy allerdings nicht passend finde.

Warum nicht?

Dort funktioniert das Interaktive, der Theaterteil zwischen Comedian und Publikum, nicht so gut. Das gilt übrigens auch fürs Fernsehen. Ich finde live ist die Wirkung von Stand-Up immer noch eine ganz andere.

Comedy ist wie jede Form der Kunst immer auch ein Spiegel der Gesellschaft. Welche gesellschaftlichen Entwicklungen haben die Comedy in den letzten Jahren maßgeblich beeinflusst?

Da gibt es zum Beispiel die vielen Comedians mit Migrationshintergrund. Die Leute wollen offenbar wissen, wie zum Beispiel der muslimische Blick auf Deutschland ist. Es wird oft auch behauptet, Stand-Up sei nicht politisch. Das kann ich so überhaupt nicht unterschreiben. Wir hatten in den letzten Jahren sehr viele politische Themen. Und wir haben bei den Frauen eine ganz starke Entwicklung. Wir haben immer mehr Comediennes auf der Bühne, die – wenn sie das wollen – mittlerweile genauso derb und heftig sind wie die Jungs. Sie müssen sich dafür auch nicht mehr hinter Kostümen oder einer Figur verstecken. Da hatte Carolin Kebekus einen großen Einfluss, aber auch andere amerikanische Kolleginnen. Ich bin angenehm baff, was Frauen mittlerweile auf der Bühne alles erzählen.

Gibt es auch Themen, die sich mit der Zeit überholt haben? Die vor 20 Jahren noch lustig waren, aber heute nicht mehr?

Ja, auf jeden Fall. Wir haben zu Beginn des Quatsch Comedy Clubs zum Beispiel viel übers Trash-Fernsehen gelacht, ohne zu ahnen, dass das Thema bleiben würde. Wir dachten, Verona Feldbusch sei eine Ausnahme. Kein Mensch konnte ahnen, dass Formate wie das Dschungel-Camp und der ganze Reality-Müll immer weiter gehen. Der ironische Umgang mit Trash, von dem wir lange gelebt haben, wurde von der Realität nicht nur eingeholt, sondern weit übertroffen. Generell beschäftigen sich die aktuellen Comedians viel weniger mit Mediensatire als früher. Wir haben uns da wieder viel mehr in die persönlichen Alltagsgeschichten hineingearbeitet.

Wie sind Sie eigentlich auf den Standort Werksviertel für Ihren Münchner Quatsch Comedy Club gekommen?

Durch einen betrunkenen Abend,

an dem ich dachte, ich sehe jetzt Schafe und dann waren es echte Schafe. Wir saßen da oben auf der Almhütte und ich war begeistert von dem Projekt. Wir haben ja in Deutschland manchmal nicht den Mut zum großen Wurf, weil wir uns immer mit den Bedenken herumschlagen, ob man das jetzt wirklich braucht ... Die wilde Mischung im Werksviertel dagegen ist so auf den Punkt, so cool, so lässig, so modern. Ich fühlte mich gar nicht wie in Deutschland, ich dachte, ich bin irgendwo in Queens.

Und dann überlegten Sie, dass in diese wilde Mischung ein Comedy Club noch gut hineinpassen würde?

Genau, der Auslöser war schlussendlich die NachtKantine, denn auch beim Quatsch Comedy Club gilt: Location, Location, Location. Als ich den Raum gesehen habe, war ich überzeugt. Der ist gebaut wie ein internationaler Club. Die Kollegen

können da sehr gut arbeiten.

Sie sind mit dem Quatsch Comedy Club in Berlin, Hamburg, Düsseldorf, Stuttgart und eben in München zu Gast. Lacht der Bayer eigentlich anders als der Rheinländer?

Nicht bei uns! Wir haben eher das Gefühl, dass der Rheinländer oder der Münchner genauso lacht wie der New Yorker, der Tokioer oder Melbourner ... Comedy, vor allem Stand-Up, ist eine internationale Sache. Viele junge Comedians sind auch gar nicht mehr mit dem deutschen Fernsehen aufgewachsen, sondern mit YouTube.

Deren Stil ist meist automatisch internationaler. Klar gibt es den einen oder anderen regionalen Gag, aber wenn man unsere Künstler mit Künstlern aus anderen Ländern vergleicht, dann sind die Themen, die wir alle als Menschen erleben, und über die wir lachen, gar nicht so weit auseinander.



> Was vor mehr als 20 Jahren an einem Küchentisch begann, ist heute eines der erfolgreichsten Comedy-Formate in Deutschland



**SABRINA
GAMBINO-
KREINDL &
ALESSANDRO
GAMBINO**

Hoteliers

MENSCHEN IM WERKS- VIERTEL

Was sie bewegt. Was sie bewegen.

Wir haben drei besondere Menschen aus dem Werksviertel nach ihren Projekten, ihrer Motivation und ihrer Beziehung zur Stadt befragt

<
Ein Hotel ohne eigene Gastro? Für die Gambinos ist das gelebte Urbanität. Die Gäste sollen die coolen Bars in der Stadt entdecken und nicht im Hotel hocken

Im Mai 2020 eröffnete das Gambino Hotel Werksviertel in der Atelierstraße. Betrieben wird es von den Geschwistern Sabrina Gambino-Kreindl und Alessandro Gambino. In all ihren Hotels setzen die beiden ihre ganz eigene Vorstellung von Urbanität und Nachhaltigkeit um... und passen damit perfekt in das neue Stadtquartier am Ostbahnhof.

Ihre Geschichte: Sabrina Gambino-Kreindl und Alessandro Gambino sind Schwester und Bruder, Unternehmer und sie sind emotionale Menschen. „Wir haben viel italienisches Blut in uns“, lacht Sabrina und fügt hinzu: „Wir sind schon beim ‚Du‘, oder?“ Sind wir gern. „Vom ‚Sie‘ haben wir uns auch im Unternehmen schon lange verabschiedet“ erklärt Alessandro. Etwas anderes würde zu einer jungen, urbanen Hotelkette auch einfach nicht passen. Jung? Urban? In vielen Unternehmen steht das für keine Ahnung und keinen Plan. Nicht so bei den Gambinos, die tatsächlich eine ganze Menge anders machen als viele Hoteliers, und daher perfekt ins Werksviertel passen. „Und das, obwohl wir keinen großen Namen haben“, wie Sabrina unumwunden zugibt.

Dass die beiden heute überhaupt in der Hotelbranche tätig sind, hat viel mit Beharrlichkeit, ehrlicher Arbeit und auch mit ein wenig Glück zu tun. „Wir wollten schon immer eigenständig und unabhängig sein“, sagt Alessandro, doch die Initiative, diesen Schritt auch zu wagen, ging auf seine Schwester zurück. „Ich arbeitete damals in einem Konzern, hatte drei kleine Kinder und das Angebot, in die oberste Führungsebene zu wechseln“, erzählt Sabrina. Sie grübelte. Würde sie, wenn eines der Kinder krank ist, einfach so eine Sitzung sausen lassen können? Je länger sie grübelte, desto klarer wurde ihr, dass sie lieber ein Leben lebt, in dem sie sich eine solche Frage gar nicht zu stellen braucht. „Also fragte ich meinen Bruder, ob wir nicht etwas Eigenes auf die Beine stellen wollen, ob wir nicht eigene Hotels entwickeln und unter unserem Namen betreiben könnten.“ Er würde sich als studierter Hotelfachmann um den Bereich Operations kümmern, sie um Produktentwicklung und Marketing. Gedacht, getan. Allerdings war es gar nicht so einfach ausgerechnet in München an ein erstes Hotelprojekt zu kommen.

Drei Jahre lang suchten Sabrina und Alessandro nach einem geeigneten Objekt. Doch im umkämpften Markt zögerte man, zwei relativen Newcomern zu vertrauen. Als sie schon beinahe aufgeben wollten, hatten sie das Glück im Rahmen eines Consultingauftrags einem Hotelbesitzer, der mit seinem Pächter über Kreuz lag, aus der Patsche

zu helfen. „Als der Pächter das Hotel in bester Lage am Stachus schließlich verlassen musste und es leer stand, boten wir an, es zu betreiben“, erinnert sich Alessandro an den Glücksfall, mit dem die beiden den Grundstein für ihr Familienunternehmen legen konnten. Das war und ist bis heute das Hotel Stachus. In der Zwischenzeit sind drei weitere Hotels hinzugekommen, das neueste im Werksviertel-Mitte.

Doch was machen Sabrina und Alessandro nun eigentlich anders als andere Hoteliers? „Wir sind nicht die Bosse“, sagt Alessandro. „Ohne unsere Mitarbeiter, können wir keine guten Hotels machen. Also achten wir sehr darauf, dass es unseren Mitarbeitern gut geht.“ „Dazu gehören neben guten Arbeitsbedingungen und einem fairen Lohn auch wertige Mitarbeiteruniformen, die von einer italienischen Designerin gestaltet wurden“, fügt Sabrina hinzu. „Wir wollen, dass sich unsere Mitarbeiter auf Augenhöhe mit den Gästen befinden.“ Während viele andere Hotels Probleme haben, Personal zu finden oder unter einer hohen Mitarbeiterfluktuation leiden, können sich die Gambinos ständig über Bewerbungen und einen festen Mitarbeiterstamm freuen.

Auch das Thema Nachhaltigkeit spiele in den Gambino Hotels eine große Rolle. „Wir verwenden keine Farbe, wenn sie nicht sein muss.“ Das Wasser in den Badezimmern werde so verquirlt, dass der Verbrauch um die Hälfte sinke. Statt mit Seifentuben arbeitet man mit Seifenspendern, die wieder befüllt werden können. In der Lobby leben alte restaurierte Möbel weiter. Auf dem Dach gibt es ein Insektenhotel. „Ich denke, dass die Individualität im Produkt und dieses nachhaltige Denken zum Teil mitentschieden hat, warum wir den Zuschlag für das Werksviertel bekommen haben. Die Macher des Viertels denken ja ähnlich“, sagt Sabrina.

Ein weiterer wichtiger Punkt dürfte die konsequente Umsetzung des Themas Urbanität gewesen sein. „Darüber habe ich schon oft referiert“, sagt Sabrina. In den Gambino Hotels verzichte man ganz bewusst auf einen Frühstücksraum oder eine Bar. Stattdessen finden die Gäste im Eingangsbereich an der Wand einen großen Stadtplan, auf dem Cafés, Bars und Restaurants in der Umgebung eingezeichnet sind. „Wenn ich nach New York fahre, dann will ich dort doch auch nicht nur an einer Hotelbar sitzen, sondern vor allem die Stadt entdecken“, erklärt Sabrina und ihr Bruder fügt hinzu: „Wir zwingen unsere Gäste wirklich vor die Tür zu gehen. Unsere Gäste sollen bei uns nur das tun, was sie in einer fremden Stadt sonst nicht können: schlafen.“ Denn genau dafür und nichts anderes, sind Hotels in einer Stadt schließlich da.



Welches sind eure Lieblingsplätze in der Stadt? **SABRINA:** Ich habe mein Büro in den Fünf Höfen. Von da habe ich es nicht weit in den Hofgärten. Oder in die kleinen Restaurants und Cafés, die ganz in der Nähe sind. Ich habe eigentlich nicht den einen Lieblingsplatz, sondern bin gern in der Stadt unterwegs, und lasse mich von der Atmosphäre mitreißen. **ALESSANDRO:** Es gibt viele schöne Ecken in München. Die gemütliche Atmosphäre am Viktualienmarkt genieße ich sehr.

Was gefällt euch an eurer Stadt am meisten? **SABRINA:** Tatsächlich die Urbanität. Und ich freue mich für München, dass die Stadt langsam vielschichtiger und bunter wird. **ALESSANDRO:** Obwohl

München eine Weltstadt ist, hat sie nie den typisch bayerischen Charme verloren.

Was mögt ihr an eurer Stadt nicht so gern?

Was fehlt euch? **SABRINA:** Ich hab nichts auszusetzen. Ich bin ein positiver Mensch. **ALESSANDRO:** Das einzige, was in München fehlt, sind noch mehr Gambino Hotels (*lacht*)

Zu welcher Zeit seid ihr am liebsten in der Stadt unterwegs? **SABRINA:** Am Morgen. Bei schönem Wetter fahre ich gern mit dem Radl an der Isar entlang in die Stadt. **ALESSANDRO:** Ich bin auch am Morgen am liebsten unterwegs, wenn ich durch die Stadt zum Englischen Garten laufe und die Natur in der Stadt genießen kann.

^
Das Gespür für Details macht die Gambino Hotels besonders: Hier das Insektenhotel im Innenhof



> Falsche Bewegungen haben Konsequenzen. Beim Parkour lernt man Gefahren richtig einzuschätzen

JAKOB HAAS

Trainer, Physiotherapeut und Traceur

Jakob Haas arbeitet mit dem Verein Free Arts Of Movement daran, die durch unseren Büro- oder Schulalltag in unseren Körpern eingesperrten Bewegungen wieder zu befreien. Im Werksviertel-Mitte ist dem Verein, der mittlerweile mehr als 800 Mitglieder zählt und bei dem in der Woche über 1000 Menschen trainieren, im ErlebnisKrafwerk ein Coup gelungen, in dem man einen Parkour-Outdoorsport in eine Halle gebracht hat.

Seine Geschichte: Schaut man Jakob Haas zu, mit welcher Geschwindigkeit er sich auf einem Trampolin in der Luft dreht, drohen Schwindelgefühle. Wenn er auf eine Mauer zuläuft, ein, zwei Schritte an der glatten Wand macht, um sich von dort zu einem Rückwärtssalto abzustößeln, staunt man über die Präzision und Leichtigkeit seiner Bewegungen.

Schon als kleines Kind war Jakob Haas ein Riesenfan von Bruce Lee oder Jackie Chan. Er bewunderte die scheinbar übermenschliche Körperbeherrschung der filmischen Superhelden. Das wollte er auch können. „Im Grund ist Jackie Chan für mich der erste Parkour-Star. Auch wenn es damals noch gar kein Parkour gab“, findet Jakob Haas. Tatsächlich schwingt und springt Chan in seinen Filmen bereits ab den frühen Achtzigern immer wieder von Hausdach zu Hausdach oder von Tisch zu Tisch. Er läuft Wände oder Bäume hoch. Springt Treppen hinab, statt sie zu laufen. Er macht Bewegungen, die weit über Kung Fu oder Karate hinausgehen... Wer auf YouTube nach „Jackie Chan Parkour“ sucht, wird schnell mit einigen Augen öffnenden Videos belohnt.

Um seinem Vorbild nachzueifern, um sich eines Tages auch so bewegen zu können, turnt Jakob Haas bereits als Kind. „Aber die Bewegungen dort waren mir zu strikt. Ich wollte mich einfach anders, freier bewegen können“, erzählt Haas mit einem Lachen. Also wechselte er zum Kampfsport. Als





ihm das Bewegungskorsett auch dort zu eng wurde, versuchte er es mit Skateboarden. Danach mit Breakdancen und sogar Turmspringen. Doch richtig glücklich wurde er erst mit Parkour. Nicht nur wegen der Vielzahl an Bewegungsmöglichkeiten und dem Spaß an der Bewegung, sondern auch, weil er beim Parkour nicht gegen andere kämpfen muss. „Parkour ist wettkampffrei. Das mag ich. Ich will nicht gegen jemand anderen antreten, sondern einfach nur mit anderen trainieren und besser werden“, sagt Jakob Haas.

Dass er heute mit Parkour sogar seinen Lebensunterhalt bestreiten kann, verdankt er zum einen seinem Talent, zum anderen der Bekanntschaft mit Andreas Ruby, einem der deutschen Parkour-Pioniere, der von Anfang an versucht hat, Parkour-Verrückte wie Jakob Haas in ganz Deutschland zu vernetzen und dafür auch quer durchs Land reist. Als Jakob Haas zum Studieren von

Bayreuth, seiner Heimatstadt, nach München kommt, erinnert er sich an die Begegnung mit Ruby vor ein paar Jahren. Also fragt er bei Ruby an, ob er nicht bei ihm im Verein mittrainieren könne. Ein paar Monate später ist Jakob Haas selbst Trainer.

Und die Erfolgsgeschichte geht weiter: Heute ist er sogar in der Leitung des von Ruby ins Leben gerufenen Vereins Free Arts Of Movement tätig. Trainierte vor ein paar Jahren noch eine Gruppe von zehn Parkour-Enthusiasten in einer Einfahturnhalle, bietet der Verein heute 60 Trainings an zehn verschiedenen Locations an. Das neue Herzstück des Vereins ist die neue Parkourhalle im ehemaligen Kraftwerk, das jetzt den Namen ErlebnisKraftwerk trägt, in der

<
Andere träumen vom fliegen. Jakob Haas hebt einfach ab

<
Ein Outdoor-Parkourplatz in einer Halle. Seit Ende 2019 ist der Verein Free Arts Of Movement im ErlebnisKraftwerk im Werksviertel-Mitte zu Hause



man seit September 2019 zuhause ist. „Wir haben es geschafft, hier einen echten Outdoorspot in eine Halle zu bauen“, erklärt Jakob Haas. Dazu gehört, dass bewusst nicht jede Passage doppelt und dreifach gesichert wurde. „Falsche Bewegungen haben bei uns Konsequenzen“, sagt Jakob Haas. Er findet es wichtig, dass sich die Teilnehmer der Kurse über Gefahren bewusst werden und sich langsam an

Bewegungen heranmarbeiten. „Es bringt nichts, wenn ich jemandem gleich im ersten Training mittels Sicherungen alle Bewegungen freischalte“, sagt Jakob Haas. Denn draußen, wo Parkour eigentlich stattfindet, gibt es diese Sicherungen auch nicht. Echtes Können und die richtige Vorbereitung sind noch immer der beste Schutz für jeden Traceur. Und so lernen Kinder und Erwachsene im Training Sprünge von Plattform zu Plattform, Saltos, das Balancieren. Sie lernen auf eine Stange zu springen und auf dieser stehen zu bleiben. Sie lernen, dank Menschen wie Jakob Haas, ihren Körper wieder für die Bewegungen zu nutzen, für die er eigentlich gemacht ist.

> Falsche Bewegungen haben Konsequenzen. Beim Parkour lernt man Gefahren richtig einzuschätzen

Welcher ist dein Lieblingsplatz in der Stadt?

Aus Sicht eines Traceurs wäre das Olympische Dorf mein Lieblingsplatz. Die Münchner Freiheit ist auch ein guter Spot. Und Neuperlach wäre ein toller Spot, aber man wird leider sehr oft weggeschickt, obwohl wir immer versuchen, niemanden zu stören.

Was gefällt dir an deiner Stadt am meisten?

Mit gefällt, dass es hier sehr viele Parks und viel Natur gibt. Die Isar ist ein Traum. Und wenn es dann noch an einer geeigneten Stelle einen Swing gibt, um sich ins Wasser zu stürzen... perfekt! Ich habe auch mal gehört, dass man von einigen Brücken gut ins Wasser springen kann. Was ich an München auch noch mag, sind die öffentlichen Verkehrsmittel. Ich habe kein Auto und fahre eigentlich immer mit den Öffentlichen oder mit dem Fahrrad. Das funktioniert super.

Was magst du an deiner Stadt nicht so gern?

Was fehlt dir? München ist oft immer noch sehr konservativ. Es fehlen mehr Plätze für Freidenker und Kreative, wie man das jetzt hier im Werksviertel findet. Das hat definitiv Ausbaupotential.

Zu welcher Zeit bist du am liebsten in deiner Stadt unterwegs? Am liebsten, wenn wenig los ist und man trainieren kann, ohne andere zu stören. Das ist meist abends der Fall.

Mehr Informationen zum Verein Free Arts Of Movement und seinen Angeboten gibt es unter freeartsofmovement.com



VERENA SARRÉ

Leiterin der Sarré Musikprojekte

2012 gründete Verena Sarré die gemeinnützige Gesellschaft Sarré Musikprojekte. Ihr Ziel: Kinder auf die Bühne zu holen, die dort sonst nie hingefunden hätten. Nach langen Jahren in wechselnden Räumlichkeiten ist sie nun seit Herbst 2019 mit ihrer Musikakademie im Werksviertel-Mitte zu Hause.

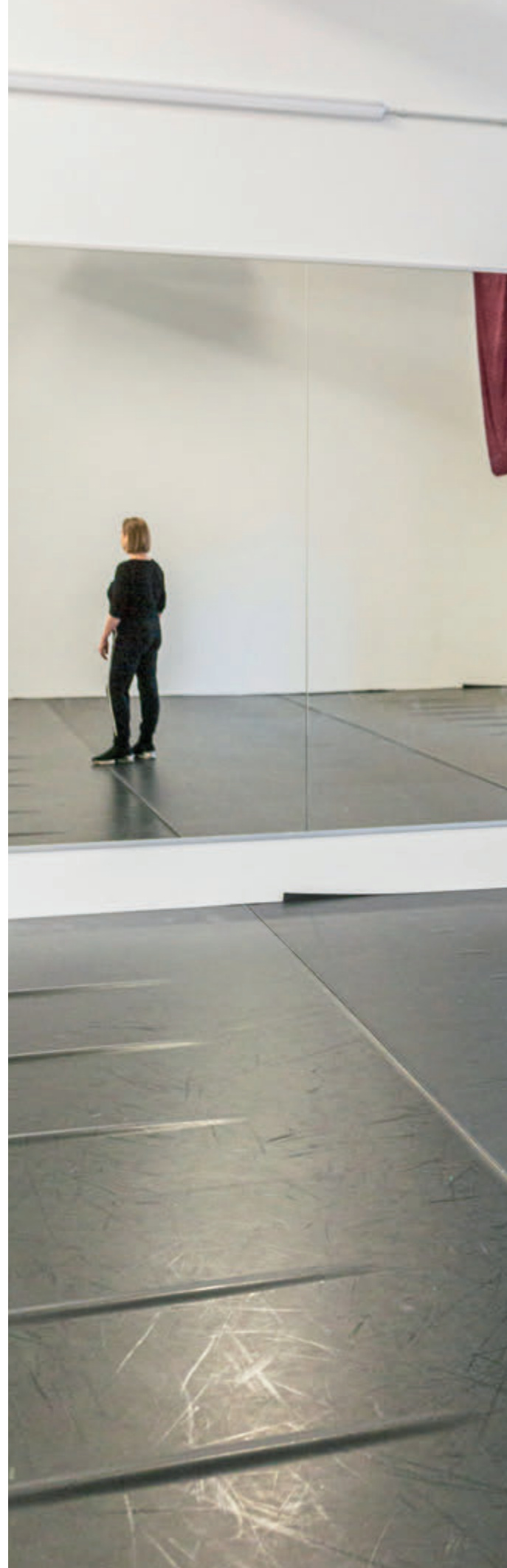
Ihre Geschichte: Obwohl es die Sarré Musikprojekte schon seit einigen Jahren gibt, hat Verena Sarré noch immer einen Brotberuf, und dieser ist sogar schuld daran, dass es die Sarré Musikprojekte überhaupt gibt. Verena Sarré ist die musikalische Leiterin des Kinder- und Jugendchors am Gärtnerplatztheater. „Und dort fiel mir auf, dass fast immer nur Kinder ins Theater oder in den Chor fanden, deren Eltern einen Bezug zu Kunst und Kultur hatten“, erklärt die ausgebildete Pianistin, Sängerin und Gesangspädagogin. Also ging sie in Münchner Grundschulen auf Talentsuche... und wurde fündig.

Seitdem werden an den Wochenenden in ihrer Musikakademie Kinder zwischen 6 und 22 Jahren, die sowohl aus gut situierten als auch aus bedürftigen Familien stammen, unterrichtet. „Eine Stunde singen, eine Stunde tanzen, eine Stunde Schauspiel. Das ist für Sechs- oder Siebenjährige der Wahnsinn“, findet Verena Sarré. Doch die Kinder würden das anspruchsvolle Pensum ohne Probleme durchhalten. „Weil ihr Ziel die Bühne ist.“

Wenn Verena Sarré von der Bühne redet, merkt man schnell, dass es sich für

sie um einen besonderen Ort handelt. Einen Ort, den die Kinder bei den regelmäßigen Aufführungen vor großem Publikum angstfrei betreten sollen und können. Das sei eine der wichtigsten Lektionen der Musikakademie überhaupt. „Ich sehe in unserer Gesellschaft immer mehr Menschen, die in Ängsten gefangen sind. Warum sind sie das? Weil sie bestimmte Erfahrungen gar nicht mehr machen können.“ Und weil es ihnen in der heutigen Welt sehr leicht gemacht wird, sich hinter einen digitalen Schutzwall zurückzuziehen, statt sich tatsächlich mit anderen Menschen auseinanderzusetzen. Im Theater ist das nicht möglich. „Theater bildet immer auch die Gesellschaft ab. Man ist ein Team. Man muss aufeinander Rücksicht nehmen, wenn man ein Stück auf die Bühne bringen will. Man muss Disziplin lernen, man muss sich auf einen Dirigenten und auf die Musiker einstellen...“, erklärt Verena Sarré. Nicht umsonst hätten schon die Griechen das Schauspiel zum Teil ihrer Bildung gemacht. Wer auf die Bühne tritt, präsentiert sich dort der Gesellschaft. Er tritt in einen direkten Dialog mit anderen.

An dieser Stelle kommen wir zu einem weiteren Clou der Sarré Musikprojekte, denn indem Verena Sarré gut ausgebildete Kinder und Jugendliche auf die Bühne stellt, erreicht sie auch ein anderes, viel jüngeres Publikum. „Wenn junge Menschen für junge Menschen singen und tanzen, nehmen die Kinder und Jugendlichen im Publikum das ganz anders wahr.“ Dort auf der Bühne befinden





<
Schwingboden und
Schallschutzwände ermög-
lichen ein professionelles
Arbeiten.

∨
Die liebevoll selbst
gestaltete Dekoration
für die Aufführung der
Zauberflöte



HOFBRÄUHAUS HELL

HELLES VOLLBIER



Ein Genuss für
Bierkenner, die den
traditionellen, bayerischen
Lebensstil zu schätzen wissen!

Vollmundig, süffig und
ausgewogen im
Geschmack!

sich nämlich keine unerreichbaren Stars, sondern eher sie selbst. Das erhöht die Identifikation und lässt bei dem einen oder anderen Jungen oder Mädchen aus dem Publikum vielleicht auch die Angst verschwinden, die ihn oder sie bisher von der Bühne ferngehalten hat. Günstige Ticketpreise insbesondere für Familien tun ihr Übriges.

Bis vor kurzem unterrichtete das Team der Musikakademie die Kinder meist in angemieteten Räumen. „Das war schwierig, weil die Räume häufig wechselten und nicht immer zur Verfügung standen.“ Seit Herbst 2019 sind die Sarré Musikprojekte jedoch im Werksviertel im WERK1 in einem ehemaligen Fotostudio zuhause. „Ein Meilenstein“, freute sich Verena Sarré. Statt bisher 40 könne man nun in der Musikakademie sogar bis zu 80 Kinder unterrichten. Gut möglich, dass sich der Glücksfall mit den neuen Räumlichkeiten im Werksviertel-Mitte nicht nur für die Kinder, sondern auch die anderen Siedler, die Mieter auf dem Gelände, bezahlt macht, denn Verena Sarré hat da schon wieder so eine Idee: „Viele Menschen sind heutzutage im Dauerstress und versuchen dagegen zum Beispiel mit Meditation anzukämpfen. Wissen Sie, was genauso gut wirkt und enorm viel Spaß macht? Singen, Tanzen und Schauspielen. Beim Singen geht es auch um Atmung und Entspannung... Am liebsten würde ich mit jedem der Start-Ups hier im WERK1 einen kleinen Chor machen. Die sollen spüren, was es bedeutet zu singen und wie tief das in den Körper reingeht. Singen ist für die Seele Balsam.“

Welcher ist dein Lieblingsplatz in der Stadt? Das Riesenrad im Werksviertel und das Cotidiano am Gärtnerplatz.

Was gefällt dir an deiner Stadt am meisten? Ich liebe die Stadt, aber auch das Land. Ich wohne in Straßlach direkt am Waldrand. Ich komme jeden Tag aus dem Trubel der Stadt in die Ruhe. Nur in der Stadt zu leben, könnte ich mir nicht vorstellen. Allerdings bin ich auch ein Teampayer, der Austausch mit anderen Menschen, den die Stadt ermöglicht, ist

mir unheimlich wichtig. Gerade als Kulturmensch könnte ich ohne eine Stadt nicht leben.

Was magst du an deiner Stadt nicht so gern? Was fehlt dir? Die Ruhe und die Natur. Und die wäre schon da, wenn alle endlich mit Wasserstoff- oder Elektroautos unterwegs wären. Ich war vor einiger Zeit in China in Schanghai und dort war es so viel ruhiger als bei uns, weil auf den Straßen bereits so viele Elektroautos unterwegs waren.

Zu welcher Zeit bist du am liebsten in deiner Stadt unterwegs? Morgens. Ich liebe es, zu erleben, wenn die Stadt noch ganz ruhig ist, und dann langsam aufwacht.

Finanziert werden die Sarré Musikprojekte von Stiftungen, dem Kulturreferat und dem eigens gegründeten Förderverein.

Wer selbst helfen möchte, findet Information dazu unter www.sarre-musikprojekte.de.



> „Kinder brauchen den besten Support“, findet Verena Sarré. Daher leiten professionelle Regisseure die Kinder an. Und die Aufführungen werden von professionellen Musikern begleitet.

WERK AN WERK

Was kommt wann
wohin im Werksviertel-
Mitte?

Das Werksviertel wird sich in den kommenden Jahren ständig verändern. Hier stellen wir die aktuellen und zukünftigen Projekte speziell im Werksviertel-Mitte vor, sowie den Zeitplan, in dem sie realisiert werden sollen.

RIESENRAD



Eleganter Koloss: das höchste transportable **RIESENRAD** der Welt ermöglicht einen einzigartigen Blick über München bis der Bau des Konzerthauses beginnt.

WERK3



Urbane Energie: Das erste Flaggschiff des neuen Werksviertels mit **LOFT**-Büros für kreative & innovative Denker, **Flagship-STORES**, **CLUBS**, **GASTRO**-Spots, vielen Künstlern und Schafen (auf dem Dach).

KONZERTHAUS



Wo früher das WERK2 stand, wird der Freistaat Bayern in den kommenden Jahren das neue Konzerthaus für das Bayerische Symphonieorchester errichten. Im Oktober 2017 wurde der Entwurf des österreichischen Teams Cukrowicz Nachbaur Architekten zum Sieger des Planungswettbewerbs gekürt.

WERK7



In Rekordzeit wurde das ehemalige Kartoffellager in eine schicke Musical-Bühne verwandelt. Heute dient das WERK7 als **EVENT-Halle**.

ATELIERSTR. 5+7



Noch mehr coole **SHOPS** und innovative **GASTRONOMIE**. Plus: 300 Hotelzimmer im neuen Gambino Hotel Werksviertel. Dort wohnen nicht nur Touristen, sondern auch kleine Tierchen in einem eigenen Insektenhotel.

WERK13



Das Technikum wächst zum **WERK13** heran. Zusätzlich zur Live-Bühne für Konzerte und Events wird das Gebäude um Werkstätten für Handwerker, um Büros und besondere Geschäfte erweitert.

CONTAINER COLLECTIVE



Shops, Ateliers, Food, Drinks, Künstler, Werkstätten: Die Container-**POP-UP-City** im Werksviertel steckt voller Überraschungen. Seit 2017 in Betrieb.

WERK12



Place to be: Seit Mai 2019 sind im WERK12 das spektakulärste **WELLNESS-** und **SPORT-**Studio der Stadt sowie aufregende **GASTRO-**Konzepte Zuhause.

WERK1 + WERK1.4



Schon jetzt ist die Münchner **STARTUP-** und **GRÜNDER-**Szene im Werksviertel zu Hause. Schritt für Schritt wird das WERK1 aufgestockt und erweitert. Zusätzlich entstehen hier auf der Rückseite **APPARTEMENTS** und eine **KITA**.

WERK4



Oben elegantes 4 Sterne-plus **HOTEL**, unten lebendiges **HOSTEL** mit 500 Betten. Das markante WERK4 ist das neue, weithin sichtbare Wahrzeichen des Werksviertels. Dafür wurden auf das alte Kartoffelsilo, das auch in Zukunft als Kletterhalle genutzt wird, noch 50 Meter oben drauf gebaut.



VORSCHAU



URKERN GmbH – Gesellschaft für Urbanes

Atelierstr. 1, 81671 München
www.urkern.de

TELEFON +49 89 4132-140

E-MAIL redaktion@daswerkmagazin.de

HERAUSGEBER Josef Glasl (V.i.S.d.P.)

CHEFREDAKTION Daniel Wiechmann

ART DIRECTION Ivana Bilz

REDAKTION Corinna Böck, Jan Kluge, Katharina Wagner,
Josef Glasl

GESTALTUNG Katarina Cevra, Johanna Kovac

SCHLUSSREDAKTION Rebecca Bauer, Corinna Böck

PROJEKTKOORDINATION Rebecca Bauer

MITWIRKENDE AN DIESER AUSGABE

Simone Laube (Kletterkirche, Mönchengladbach) | Prof. Mathias Pfeil (Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege, München) | Harald S. Stegen (Projekt PORSCHE-Junior e.V., Bremen) | Daniel Gutenberg (VI Partners, Schweiz) | Birgitta Schenz (Werner & Mertz, Mainz) | Alanus von Radecki (Fraunhofer Institut, Stuttgart) | Klaus Huber (eeMobility, München) | Martin Wöhr (Freunde des Symphonieorchesters des Bayerischen Rundfunks, München) | Marije Grevink (Symphonieorchester des Bayerischen Rundfunks, München) | Michael Wüst (München) | Thomas Hermann (Serious Fun, Berlin) | Sabrina Gambino-Kreindl und Alessandro Gambino (Gambino Hotels, München) | Jakob Haas (Free Arts of Movement, München) | Verena Sarré (Sarré Musikprojekte, München)

KONZEPT & BERATUNG Markus Wiegand

BILDREDAKTION Johanna Kovac

BILDNACHWEISE Titel, 8ff, 15, 21, 27, 30, 39, 43, 52, 54, 68, 71-76, 77 unten, 82-87, 90, 104 WERK3, 105 WERK7, Container Collective, Atelierstr. 5-7, WERK12: Ivana Bilz | 3: Daniel Wiechmann | 12, 19, 24, 36, 46, 49, 66, 78, 80, 95-103, 106: Katarina Cevra | 22 Foto: Wikimedia | 25: Wikimedia | 32 Foto Paris: Walkerssk | 34ff: Kletterkirche Mönchengladbach Gmbh, LVR-Amt für Denkmalpflege im Rheinland Silvia Margrit Wolf | 37: pixabay | 39: OTEC | 42 Foto Gutenberg: Presse | 44: Marcus Steinbruecker | 47 Foto klein: Alanus von Radecki | 50: Sebastian Duerst | 53 Foto Wöhr: Presse | 53 Foto Grevink: wildundleise.de | 58-64 Illustration: Valerie Erben | 59 Foto Wüst: Ralf Dombrowski | 77 oben: davidrobinsonphotos | 81 Foto HeyMinga-Bulli: Geheimtipp München, wunderland media ug | 88, 91: QCC, Petra Stadler | 92: gambino consulting, Oliver Florian | 104 Foto Riesenrad: URKERN | 104ff Rendering Gelände, 105 Rendering WERK13: Michael Ullrich | 105 Rendering WERK4: Steidle Architekten | 104 Rendering Konzerthaus: Cukrowicz Nachbaur Architekten | 105 Rendering WERK1+14: Hild und K

ANZEIGENLEITUNG Susanne Ruthner, Chiara Scholz (Stellv.)

VERTRIEBSDIREKTION Susanne Ruthner



DRUCK Kriechbaumer GmbH & Co. KG
Ehrenbreitsteiner Straße 28
80993 München
www.kriechbaumer.de

AUFLAGE 25 000 Stück

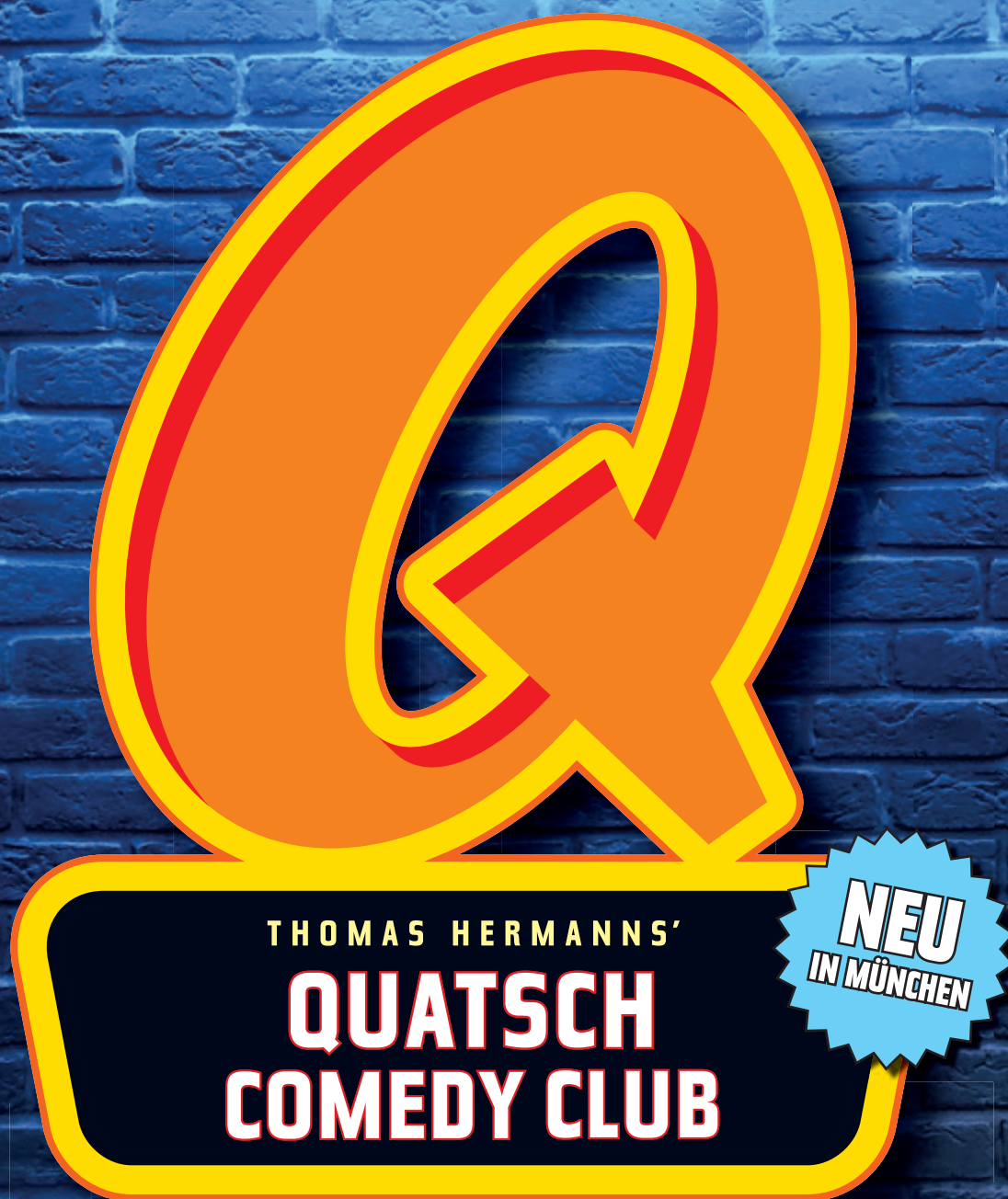
ERSCHEINUNGSTERMIN Mai 2020

COPYRIGHT © 2020 URKERN GmbH
– Gesellschaft für Urbanes

Ausgabe 05.20 mit dem Schwerpunktthema

Wissen, wo's lang geht – Ein Magazin über Orientierung, Werte und Glaube

Wie und woran orientieren wir uns in einer Welt, die immer komplexer wird? Nach welchen Kriterien wollen wir unsere Städte, unsere Wirtschaft und unser Zusammenleben in Zukunft gestalten? Wie Wissen und Werte über den Erfolg von gesellschaftlichen Transformationsprozessen entscheiden



THOMAS HERMANNS'
**QUATSCH
COMEDY CLUB**

**NEU
IN MÜNCHEN**

HIER HAST DU GUT LACHEN

Jede Woche neu in der legendären Live-Show mit fünf der besten Comedians

BERLIN • HAMBURG • DÜSSELDORF • STUTTGART • MÜNCHEN

www.quatschcomedyclub.de

e-tron



Elektrisiert die Straße.

Der erste rein elektrische Sportback von Audi.
[audi.de/e-tron-sportback](https://www.audi.de/e-tron-sportback)

Audi Vorsprung durch Technik